Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt" und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote" erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2.00 Mark, monatlich 70 Pfennig. — Postzeitungsliste Nr. 4069a, sechster Nachtrag.

Redaktion u. Geschäftsstelle: Johannisstraße Nr. 46.

Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 188. Mittwoch, den 14. August 1907. 14. Jahrg.

Hierzu eine Beilage und das wöchentliche Unterhaltungsblatt.

Der Kohlenwucher.

Die Kartelle der Unternehmer (Verkaufssyndikate, Preiskonventionen 2c.) hat die deutsche Sozialdemokratie in einer auf ihrem Parteitage zu Frankfurt a. M. 1894 angenommenen Resolution dahin beurteilt, daß sie, wie überhaupt die großkapitalistischen Organisationen, „die natürliche Folge der Entwicklung unserer kapitalistischen Produktionsweise" seien. Das ist eine den offenkundigen Tatsachen Rechnung tragende Erklärung. Aber die Sozialdemokratie hat sich auch niemals die schweren Schädigungen verhehlt, die den arbeitenden Klassen, der Masse der Konsumenten, der ganzen nationalen Wirtschaft erwachse aus dem Streben der Kartelle nach einem Monopol, nach ausschließlicher Beherrschung des Marktes, aus ihrer Tendenz wucherischer Preistreiberei.

In diesem Bestreben tut sich besonders das Kohlensyndikat, das aus Großhandelsfirmen gebildete Kohlenkontor, hervor. In rücksichtslosester Weise betreibt es die „Preisregulierung", d. h. das Hinaufschrauben der Kohlenpreise. Gerade jetzt wieder trifft die von ihm künstlich erzeugte Kohlennot Industrie, Gewerbe, Landwirtschaft und die Massen der kleinen Verbraucher, Arbeiter 2c. sehr hart.

Nun beachten wir zunächst die gewaltige Steigerung, welche die Kohlengewinnung in Deutschland nach Ausweis der amtlichen Statistik im Verlaufe der letzten zehn Jahre erfahren hat. Im Jahre 1896 betrug sie in metrischen Tonnen 85 690 000 Steinkohlen und 26 781 000 Braunkohlen. Bis zum Jahre 1906 inkl. war sie gestiegen auf 137 118 000 Tonnen Steinkohlen. Natürlich ist in dieser Zeit auch der Kohlenbedarf der Industrie, des Verkehrs usw. ganz enorm gewachsen. Und gerade oder hauptsächlich dieser Umstand ist es, der dem Kohlenkontor die Wucherpraxis mit ermöglicht. Dies Syndikat „rechtfertigt" die hohen Verkaufspreise, die es den Händlern vorschreibt, mit „Kohlenknappheit" und mit der Erhöhung der Arbeitslöhne und der Betriebskosten im allgemeinen; es wird behauptet, der Preis entspreche durchaus der beschränkten Masse des Produkts, der Höhe der Förderungskosten und der gesteigerten Nachfrage. Nun weiß man aber längst, daß das Kohlensyndikat lange Zeit die Kohlenförderung entsprechend einer genauen Bewachung auf ein gewisses Maß reduziert und dadurch künstlich Nachfrage erzeugt hat, um die Preise zu treiben. Während die Arbeitslöhne um höchstens 30 Proz. gestiegen sind, hat das Syndikat im Laufe von kaum zehn Jahren den Preis für die Tonne Kohlen um mehr als 100 Prozent erhöht. Es hält mit Lieferungen aus seinen Lagerbeständen geflissentlich zurück. Und indem es so dem inländischen Verbraucher die Kohle wucherisch verteuert, betreibt es eine Kohlenausfuhr nach dem Auslande zu Schleuderpreisen. Die Kohlenhändler sind nur noch Werkzeuge in der Hand des Syndikats, sie sind gezwungen, zu den Preisen zu verkaufen, die das Kontor vorschreibt.

Jetzt ist selbst dem deutschen Großgewerbebetrieb dieser Zustand unerträglich geworden. Der Bund der Industriellen hat bei seinen Mitgliedern Erhebungen darüber angestellt, wie weit der einzelne von der Kohlennot in den letzten Monaten betroffen wurde. In der Rundfrage wird darauf hingewiesen, daß mehrfach aus den Kreisen der Mitglieder des Bundes Klagen über die Art und Weise eingelaufen seien, wie das Kohlenkontor seine gewerblichen Abnehmer behandle; weiter wird Klage geführt über die bekannte Stelle des Vertrages, daß der Abnehmer des Kohlenkontors zum ausschließlichen Bezug der Herkünfte des Kohlenkontors sich verpflichten müsse, und daß demgegenüber rechtzeitige Bekanntgabe der bevorstehenden Lieferungsschwierigkeiten an die Abnehmer nicht erfolgt sei. Das Rundschreiben wirft dann die schon oft erörterte Frage auf, ob es im nationalen Interesse liege, wenn seitens des Kohlensyndikats dem Auslande deutsche Kohle nicht nur zu erheblich billigeren Preisen als den im Inlande geltenden geliefert werde; auch darüber sei zu sprechen, daß überhaupt große Mengen deutscher Kohle zu Zeiten ausgeführt werden, in denen das deutsche Gewerbe selber großen Mangel an diesem wichtigen Rohstoff leide. Das Kohlenkontor gehe so weit, die im geschäftlichen Leben üblichen und auf Gesetz beruhenden Folgen nicht rechtzeitiger Lieferung nicht auf sich zu nehmen. Es werde nötig sein, gegen das Kohlensyndikat ein Abnehmer-Kartell ins Leben zu rufen.

Solch eine energische und geradezu drohende Sprache hat eine gewerbliche Körperschaft seit dem Bestehen des Kohlensyndikats noch nie geführt. Der Druck dieses Syndikats auf die Industrie muß tatsächlich ein unerträglicher geworden sein, wenn der Bund der Industriellen, der dem Syndikatswesen an sich wahrlich nicht abgeneigt ist, sich aufrafft zur Wahrung der Interessen seiner Mitglieder. Mit Recht ist den Industriellen der Vorwurf gemacht worden, daß sie nicht schon, als das Kohlensyndikat im Entstehen begriffen war, seinen schlimmen Praktiken entgegengearbeitet haben. Die „Köln. Volksztg." meint, daß die Großgewerbetreibenden trotz ihres jetzt anscheinend kraftvollen Vorgehens gegen Kohlensyndikat und Kohlenkontor nichts ausrichten werden, „wenn ihnen nicht endlich die Regierung zu Hilfe kommt". Sie könne helfen, und sie müsse jetzt helfen. Nach Ansicht des Zentrumsblattes stehen ihr dabei zwei Wege offen:

„Die Erhebung eines Ausfuhrzolles auf Kohlen und die Beseitigung der Kohlenausfuhrtarife. Einen Ausfuhrzoll fordern jetzt sogar schon liberale Zeitungen — ein Beweis für den hohen Grad der Mißstimmung, welche in gewerblichen Kreisen gegen die Verteurung der Brennstoffe herrscht. Man will eben die in großen Mengen ins Ausland gehenden Kohlen im Inlande behalten, wo man sie selbst dringend nötig hat. Daß die leitenden Kreise des Kohlensyndikats sich wiederholt als unfähig erwiesen haben, die geschäftliche Lage und deren Aussichten richtig zu beurteilen, ist bekannt, besonders nach den Ereignissen der letzten Wochen. Das Kohlensyndikat hat noch in diesem Jahre sehr große Mengen Kohlen ins Ausland verkauft, sich aber gleich darauf gezwungen gesehen, bedeutende Mengen ausländischer Kohlen anzukaufen und schleunigst einzuführen, um die durch Verträge mit Verbrauchern und Händlern übernommenen Lieferungen auch nur einigermaßen ausführen zu können. Welch' ein Beweis von Kurzsichtigkeit! . . . .

Will man aber die Unfähigkeit der Leitung des Kohlensyndikats, die Lage richtig zu beurteilen, nicht gelten lassen, so bleibt für ihr Verfahren nur die Erklärung übrig, daß das Syndikat mit den umfangreichen Verkäufen nach dem Auslande bezweckte, im Inlande Knappheit an Kohlen herbeizuführen, um die fortgesetzten Preiserhöhungen, welche besonders erheblich im Frühjahr 1907 gewesen sind, zu rechtfertigen."

Ohne Zweifel ist diese Erklärung die richtige.

Von verschiedenen Seiten ist schon eine Neugestaltung des Kohlentarifwesens verlangt worden. Der Rohstofftarif für Brennstoffe ist ein Ausnahmetarif; er gilt nur von inländischen Gewinnungsstätten aus, während die ausländische Kohle nach dem viel höheren Spezialtarif III behandelt wird. Für inländische Kohle gibt es aber im Binnenverkehr und im Verkehr nach Stationen des Auslandes Tarife, die bis um 30 bis 40 Proz. niedriger sind, als sogar der Rohstofftarif.

Da ist denn die Erwägung nicht von der Hand zu weisen, daß, wenn die Einfuhr von Kohle ebenso günstiger Tarifbestimmungen sich erfreute, wie die Ausfuhr, das Absatzgebiet des Kohlensyndikats ganz gewaltig zusammenschrumpfen würde und dieses genötigt wäre, die Preise herabzusetzen; die Verbraucher von Kohle würden nicht mehr von der Gnade des Kohlensyndikats abhängen.

Derartige Anregungen sind schon öfter gegeben worden. Aber der preußische Staat hat sich ihnen gegenüber stets ablehnend verhalten und das fiskalische Interesse über das nationalwirtschaftliche gesetzt. Er selbst fördert Kohlen in großen Massen und er hat das Bestreben, aus seinen Gruben so viel Geld wie möglich herauszuschlagen. In diesem Bestreben wird er vom Kohlensyndikat unterstützt; erzielt dieses hohe Preise, so kann sie auch der preußische Staat nehmen. Und er nimmt sie unbedenklich, geleitet vom einseitigen fiskalischen Interesse, was gleichbedeutend ist mit einer Unterstützung des Syndikats durch den Staat.

Vom Reichstage dürfen wir ein energisches Eingreifen verlangen. Die Kohlennot und der Kohlenwucher haben ihn schon mehrfach beschäftigt. Schon einmal (Dezember 1900) hat er der Reichsregierung die Pflicht zugeschrieben, „der weite Volkskreise schwer bedrückenden Kohlennot wirksam abzuhelfen und für die Zukunft die Wiederkehr solcher Zustände zu verhindern." Damals waren die Kohlenpreise bei weitem noch nicht so hoch, wie sie jetzt sind. Und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie noch weiter steigen werden.

Aber in der Reichsregierung herrscht offenbar auch ein Widerstreit kapitalistischer Interessen. Das Geldmachen ist den Regierungen, vor allem der preußischen, zur zweiten Natur geworden. Da drängt dann das fiskalische Interesse alle Erwägungen über die für die volkswirtschaftlichen Interessen verderblichen Wirkungen einer Überteuerung des wichtigsten industriellen Rohmaterials über die schwere Belastung des unerläßlichen Konsums von Brennmaterial völlig zurück.

Es muß aber der Regierung klar gemacht werden, daß es so nicht weiter gehen kann.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Wie „Deutsche Tage" veranstaltet werden.

Die hakatistischen Blätter bringen jetzt gewaltige Reklamen für den „Deutschen Tag", den die Ortsgruppe Bromberg des Deutschen Ostmarkenvereins in der Zeit vom 16. bis zum 19. August anläßlich der am 17. d. M. stattfindenden Sitzungen des Hauptvorstandes und des Gesamtausschusses dieses Vereins veranstaltet. So verkündet der „Reichsbote" mit Wonnebeben:

„Der Tag verspricht eine der machtvollsten und wichtigsten Kundgebungen nicht nur des Deutschtums in den Ostmarken, sondern auch seiner Freunde und Förderer im ganzen Reiche zu werden. Die treuen deutschen Ostmärker, die mit Scham und Sorge auf die gewinnsüchtigen Verschacherer deutschen Grundbesitzes blicken, wissen die Bedeutung dieser Beratungen wohl zu würdigen und beeifern sich daher, der Veranstaltung Nachdruck und Würde durch zahlreiche Beteiligung zu geben. Vor allem ist die Ortsgruppe Bromberg bestrebt, das Fest in jeder Hinsicht eindrucksvoll zu gestalten. Sie wird darin von allen deutschen Körperschaften und Vereinen der Stadt kräftig unterstützt."

In welcher Weise und mit welchen Mitteln hierbei gearbeitet wird, zeigt das nachfolgende Schreiben, das der Obermeister einer Innung in Bromberg versandt hat:

Werter Herr Kollege! Die Quartalsversammlung vom 27. v. M. hat unter anderem beschlossen, daß die Innung sich am 18. August an dem Festzuge des Deutschen Tages hier in Bromberg beteiligen soll. Es ist dies das erste Mal, daß unsere Innung sich an der Öffentlichkeit zeigt, weshalb es unbedingt erforderlich ist, daß wir möglichst vollzählig an dem Festzuge teilnehmen. In Ermangelung einer Fahne soll ein Festwagen gestellt werden. Es ist sogar von der Quartalsversammlung beschlossen worden, jeden unnachsichtig in Strafe zu nehmen, wer ohne triftigen Grund und ohne Entschuldigung fortbleibt. Jeder Teilnehmer am Zuge muß mit einer Festschleife versehen sein, die berechtigt zum Eintritt in das Festlokal (Schützenhaus). Bis zum 13. d. M. bitte ich daher Ihre Erklärung und Anzeige zur Teilnahme am Festzuge mir zugehen zu lassen. Auf dem Sammelplatze werden keine Festschleifen abgegeben und ohne diese darf niemand am Zuge teilnehmen. Sammelplatz ist: Greys Garten, Danzigerstraße Nr. 23. Zeit: Sonntag, 18. August, pünktlich 1 Uhr nachmittag. Anzug: Schwarzer Rockanzug, Zylinder, weiße Krawatte und weiße Handschuhe. Es ist jedermanns Pflicht, an dem Festzug teilzunehmen. Mit kollegialem Gruß (Name) Obermeister.

So kommen also „Deutsche Tage" zustande! Wer ohne triftigen Grund und ohne Entschuldigung fortbleibt, wird unnachsichtig in Strafe genommen. Ob sich wohl die bürgerliche Presse, die bei jeder Gelegenheit über den „Terrorismus der Arbeiter" jammert, über diesen offenkundigen Terrorismus, der an Brutalität nichts zu wünschen übrig läßt, auch aufregen wird???

Das Ende der Komödie.

Die Haager Friedenskonferenz nimmt den von Einsichtigen vorausgesagten Verlauf. In einigen Dutzend Haupt-, Unter- und Nebenkommissionen werden noch immer lange diplomatische Reden über belanglose Anträge gehalten; aber mehr und mehr bricht sich die Ansicht Bahn, daß die schönen Reden keinen anderen Zweck haben, als die stille Verdauungstätigkeit der zuhörenden Kommissionsmitglieder zu fördern, und daß schließlich nichts übrig bleiben wird, als die Veranstaltung im Haager Rittersaal zu schließen oder — falls dies zu undiplomatisch nüchtern erscheinen sollte — auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Sarkastisch schreibt der „Globe" über den gründlichen Mißerfolg der Friedensdiplomatie:

„Daß irgend ein Schritt unternommen werden würde, um durch ein internationales Übereinkommen die Einschränkung der Rüstungen herbeizuführen, war von vornherein selbstverständlich ganz ausgeschlossen. Andererseits aber konnte man hoffen, daß etwas Nützliches in bezug auf die Besserung und Definition der Kriegsgesetze und Kriegsgebräuche geschaffen werden würde; auch in bezug auf den Wirkungskreis und das Vorgehen eines internationalen Schiedsgerichtshofes war man berechtigt, etwas zu erwarten. Es waren bescheidene Hoffnungen im Vergleich mit den außerordentlichen Täuschungen, denen sich Sir Henry Campbell-Bannerman und seine leichtgläubigen Anhänger hingaben; es scheint aber, daß auch die bescheidensten Hoffnungen enttäuscht werden sollen. Die Konferenz ist durch das eigene Kargo festgefahren und die Arbeiten in der verschiedenen Ausschüssen sind in eine solche Verwirrung geraten, daß sie kaum weiter können. Jetzt erwägt man schon die Frage, ob die Verhandlungen nicht geschlossen werden sollen und es wird jeden Tag fraglicher, ob irgend etwas mehr getan werden wird, als die Genfer Konvention in bezug auf die Kriegsführung zur See zu erweitern. Obzwar die Konferenz vom Jahre 1899 weit hinter den gehegten Erwartungen zurückblieb,

so hat sie doch mancherlei Gutes und Dauerndes geschaffen. Die Konferenz von 1907 ist dagegen, von welchem Standpunkte aus immer betrachtet, ein ausgesprochener Mißerfolg und wenn nicht Mittel und Wege gefunden werden, um künftige Konferenzen auf einen vernünftigeren und praktischen Boden zu stellen, so ist es höchst zweifelhaft, ob es sich für Großbritannien der Mühe verlohnen wird, Vertreter zu senden. In erster Reihe ist die Zahl der eingeladenen Mächte eine lächerlich hohe. In 1899 waren es 26, China, Siam, Montenegro, Persien, die Balkan-Staaten, Luxemburg und Mexiko eingeschlossen. Es schien, daß damit die Grenzen schon weit genug gezogen seien, namentlich als man Korea erlaubte, beizutreten und sich mit einigen der Beschlüsse einverstanden zu erklären. Auf der jetzigen Haager Konferenz sind aber über 40 Staaten vertreten. Es ist ganz unerhört, daß Guatemala und Ecuador mit den Vereinigten Staaten und Deutschland auf denselben Fuß gesetzt werden sollen. Schließlich werden doch die Kriegsgebräuche zu Land und zur See durch das Gewissen und die Notwendigkeiten von acht oder neun Großmächten entschieden."

Ein neuer Kolonialkrieg in Sicht?

Amtlich wird gemeldet: Im Hinblick auf die erneute zweifelhafte Haltung Morengas an der Deutsch-Südwestafrika-Südgrenze ist der deutsche Botschafter in London bei der britischen Regierung vorstellig geworden. Daraufhin hat ihm die britische Regierung entgegenkommende Erklärungen gegeben. Sie stellte in Aussicht, telegraphische Weisungen an die Kapregierung ergehen zu lassen, daß diese Morengas weitere Umtriebe verhindere, da der Ausbruch eines neuen Aufstandes durchaus vermieden werden müsse. Dem deutschen Botschafter ist nunmehr von der britischen Regierung mitgeteilt worden, der Gouverneur der Kapkolonie habe geantwortet, die Kapkolonie sei bereit, ihre Unterstützung zu leihen. Es würden Maßregeln angeordnet werden, um Morenga unverzüglich nach Upington zurückzubringen. Man werde ihm einen Wohnsitz fern von der deutschen Grenze anweisen. Falls er sich weigere, würde er aus der Kapkolonie deportiert werden. Unabhängig von diesen Verhandlungen meldet Unterstaatssekretär v. Lindequist, daß er sich mit der Regierung von Betschuanaland in Verbindung gesetzt habe. Morenga sitze mit 30 bis 60 Mann nahe der deutschen Grenze östlich von Blydewacht. Es seien zwei Boten von Simon Copper bei Morenga eingetroffen. Die Heimtransporte der Schutztruppe seien bis auf weiteres sistiert worden.

Das kann ja noch gut werden!

Naumann und die preußische Wahlreform.

In einem demnächst in der „Hilfe" erscheinenden, im Vorwege im „Berliner Tageblatt" abgedruckten Artikel geht Naumann nochmals auf die Wahlrechtsfrage ein. Er freut sich der „vollen Harmonie aller Linksliberalen in dieser Frage" und hofft davon im besonderen für die liberale Einigung im allgemeinen. Der Hohn und Spott der Konservativen gegenüber dem Versuche, ihr Herrenrecht im Staate zu mindern, spreche mehr als alles andere für die Notwendigkeit einer nachhaltigen und zähen Wahlrechtsbewegung. Dann kommt Naumann auf die Hoffnungen zurück, die er auf Bülow setzt:

„Ein politisches System, wie es jetzt in Preußen herrscht, muß die Menge des Volkes dem Staat entfremden. Es ist unpatriotisch, ein solches System erhalten zu wollen, nachdem es sich überlebt hat. Das ist es, was die Regierung eingesehen hat. Der Reichskanzler will etwas, was sich so sehr überlebt hat, daß es keinem Zusammenhang mehr hat mit dem Empfinden des Volkes, lieber von sich aus reformieren, ehe es einmal in Tagen schwerer äußerer oder innerer Gefahren in unberechenbarer Weise zusammenbricht. So wenigstens fassen wir seine Ankündigung auf, daß er das preußische Wahlrecht ändern wollte. Mehr als die Ankündigung dieser Absicht liegt nicht vor, und alles, was einige kleinere sozialdemokratische Blätter über Vereinbarungen zwischen dem Reichskanzler und uns geschrieben haben, ist blanker Unsinn. Es ist meines Wissens überhaupt nicht verhandelt worden. Die Tatsache aber, daß der Reichskanzler seine Reformabsichten hat ankündigen lassen, ist für uns Anlaß genug, uns die Wege zu überlegen, auf denen er vorgehen kann, um sie durchzuführen. Das allein ist es, was ich im „Berliner Tageblatt" versucht habe, und es hat sich gezeigt, daß dieser Versuch nicht vergeblich war, denn er nötigte Freund und Feind, seine Haltung genauer festzustellen."

Die Feindschaft der Konservativen gegen jede Wahlreform nimmt Naumann nicht tragisch, wohl aber bedauert er, daß die Nationalliberalen sich sehr lauwarm verhalten, und er hält ihnen Sachsen und besonders Bayern vor, wo sie sich eine „schreckliche Niederlage" geholt haben, weil sie der dortigen Wahlrechtsbewegung ohne liberale Entschlossenheit entgegen gegangen sind.

Von Nationalliberalen Entschlossenheit zu verlangen, ist nun freilich wieder eine recht große Naivität, zumal ja bekannt ist, daß die nationalliberalen Wahlreformgelüste keineswegs von dem Gedanken getragen sind, in der Rechtsverteilung im Staate Gerechtigkeit walten zu lassen, es sich für sie vielmehr darum handelt, ihren eigenen Einfluß zu vergrößern.

Wie Naumanns jetzige oben zitierte Äußerungen erkennen lassen, haben seine auf Bülow gesetzten Hoffnungen einen sehr wackligen Boden. Bülow will das Wahlrecht ändern. „Mehr als diese Ankündigung liegt nicht vor." Wie die Änderung beschaffen sein soll, das weiß Bülow vielleicht oder wahrscheinlich selbst noch nicht. Daß er aber nicht das Reichstagswahlrecht für Preußen will, darüber kann kein Zweifel bestehen, denn er will ja durch „seine" Wahlreform die noch ungeborene „Blockpolitik" stützen, eine Politik, die getragen werden soll von einer Mehrheit im „Block", der vom Reichstagswahlrecht in Preußen nichts wissen will.

„Wie weit Bülow gehen will — so erklärt Naumann zum Schluß — „wissen wir natürlich nicht, aber für uns ist auch die Hauptsache, daß überhaupt ein Schritt von der Regierung aus geschieht. Das Weitere ist dann Sache des politischen Kampfes. Der Freisinn fordert das Reichstagswahlrecht für Preußen. Das ist seine volksverständliche Parole. Man kann abwarten, was die Regierung jetzt hinter der Reichstagswahl von 1907 gegen das Prinzip des Reichstagswahlrechts wird sagen können."

Die wird natürlich noch sehr viel zu sagen haben, schon der lieben Konservativen wegen, denen Bülow sich als Agrarier ja noch übers Grab hinaus verschrieben hat. Die Wahlreform mit dem Block wird deshalb sicher nicht weit führen. Bringen die Freisinnigen es — was wir aus vollem Herzen wünschen können — wirklich zu einem ernsten politischen Kampf um die Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen, so werden sie der Blockhilfe bald entraten müssen.

Eine unheimliche, eine heillose, eine unglaubliche Verwirrung.

Die „Deutsche Tageszeitung" ist es, die sich dergestalt entrüstet, wie die Überschrift angibt, und zwar hat es ihr der Hau-Prozeß angetan, dessen neueste Wendung alle sensationslüsternen Zeitungsleser in hellstes Entzücken versetzt. Sie ist empört darüber, daß ein Teil der Presse — der bürgerlichen Presse natürlich — Olga Molitor als Mörderin ihrer Mutter bezeichnet, und soweit sie damit gegen übereilte Schlüsse ihrer Zeitungsgeschwister protestiert, kann man dem Bündlerblatt nur Recht geben.

Eine andere Frage ist, ob das Brotwucherorgan die moralische Berechtigung habe, sich wegen dieser Dinge zu entrüsten. Und da verrät es unklug selber die Quelle seiner Tränen, indem es schreibt:

Die Presse regt sich gewaltig darüber auf, wenn irgendwo ein Staatsanwalt einmal einen verlotterten Burschen zu Unrecht gepackt hat; aber sie entblödet sich nicht, andeutungsweise die Tochter des Muttermordes zu beschuldigen auf Grund des Zeugnisses eines verkommenen, sittlich oder geistig kranken Menschen. Das ist denn doch eine unheimliche, eine heillose, eine unglaubliche Verwirrung.

Man merkt, woher der Wind weht! Das Blatt, das niemals mit der Wimper zuckte, wenn die Justiz Unschuldige abschlachtete, mißhandelte oder schändete, das erst noch vor kurzem beim Falle Wicky zynisch erklärte, es sei doch gar nichts dabei, wenn sozialdemokratische Redakteure gefesselt über die Straße geführt würden, ein solches Blatt hat kein Recht, sich über „unheimliche, heillose, unglaubliche Verwirrung" — bei anderen zu entrüsten.

In welchen Tiefen der sittlichen Verwilderung sich übrigens die sogenannte „anständige" Presse" bei Besprechung des Hau-Prozesses herumwälzt, dafür nur ein Beispiel aus der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung." Dieses Blatt schreibt:

Die Gunst eines gedankenlosen Pöbels hatte sich Fräulein Molitor verscherzt: weil die alles wissende Fama sie selbst als die Täterin bezeichnete. Wesentlich mit wirkten dabei rein politisch-soziale Beweggründe. Der Sozialdemokrat Dr. Dietz war Verteidiger, also war in den Augen der sozialdemokratischen Schichten Hau unschuldig; er wuchs der Menge in das Bild des vermögenslosen unschuldig Geächteten; die reiche Familie Molitor aber mußte nun konsequenterweise die Rolle des geriebenen eigene Schuld verdeckenden Bösewichts spielen.

Daß Dr. Dietz Sozialdemokrat sein soll, erfuhr man erst vor einigen Tagen aus einem Artikel des „März", in dem Herr Dietz sich selber als Marxist bezeichnete. Ob das zutrifft, wissen wir nicht, wir wissen bloß, daß er ein so weithin berüchtigtes Blatt wie den Leipziger Moniteur des Schmocks Liman, mit Auskünften über den Prozeß Hau versah, was im allgemeinen nicht als Kennzeichen eines Marxisten gelten kann.

Soviel wir wissen, hat nur ein einziges Blatt den Hau als „unschuldig Geächteten", ja als genialen Übermenschen, als den „klügsten Mann im Saal" gefeiert. Das war aber kein sozialdemokratisches Blatt. Es war das Organ des Herrn Harden, das der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" viel näher steht, als der sozialdemokratischen Presse, das Lieblingsblatt des „gedankenlosen Pöbels" — in Seidenhüten.

Sedanrummel und kein Ende.

Der preußische Unterrichtsminister hat sämtliche Provinzialschulkollegien und die Regierungen jetzt durch eine besondere Verfügung veranlaßt, dafür zu sorgen, daß in allen unterstellten Schulen die Sedanfeier auch weiterhin beibehalten wird. Es ist bisher, heißt es ferner, in den preußischen Schulen allgemein guter Brauch gewesen, am Sedantage unter Ausfall des Unterrichts eine entsprechende Schulfeier zu veranstalten. — Also auch der „liberale" Herr Holle ist der Ansicht, daß es ein „allgemein guter Brauch" ist, wenn Schulkinder zum „Feiern" eines Massenmordes noch nach bald vier Jahrzehnten gezwungen werden.

Farbe bekennen!

Zur preußischen Wahlreform bemerkt die freisinnig-volksparteiliche „Bresl. Ztg.":

„Die Freisinnigen haben ohne alle Umschweife verkündet, was sie erstreben. Ihre Forderung geht klipp und klar dahin, daß man das preußische Wahlrecht durch das Reichswahlrecht ersetze. Dagegen hat sich von anderer Seite lebhafter Widerspruch erhoben. Gut: das ist nicht zu vermeiden und war auch nicht anders zu erwarten. Nur mag man nun auch ebenso klipp und klar mit der Sprache herauskommen. Welche Eigenschaft des Reichswahlrechts ist es, von der man befürchtet, daß sie, auf das preußische Staatsrecht übertragen, den Organismus des preußischen Staats ins Wanken bringen könne! Das Reichswahlrecht ist allgemein, direkt, gleich und geheim. Nimmt man an allen diesen Eigenschaften, an einigen von ihnen oder nur an einer einzigen Anstoß? Die Angelegenheit ist in ein Stadium getreten, daß mit einem bloßen Drumherumreden gar nichts anzufangen ist. Es heißt, Farbe bekennen und positive Vorschläge machen."

Der Freisinn hat ja „Farbe bekannt." Er hat das Reichstagswahlrecht gefordert. Auch die Regierung hat nunmehr Farbe bekannt, sogar „positive Vorschläge" gemacht. Nun hat der Freisinn wieder diesen „positiven Vorschlägen" der Regierung gegenüber, die dem Freisinn die Preisgabe des Reichstagswahlrechts zumutet, „Farbe zu bekennen!" Und zwar durch die Tat!

Rußland.

Ein neuer Wahlrechtsraub in Sicht! Die Zeitungen berichten von einer neuen „Erläuterung" des Ministeriums des Inneren, welche bei ihrer Verwirklichung fast die ganze Arbeiterbevölkerung Moskaus des Wahlrechts berauben muß. Laut dieser „Erläuterung", die in direktem Widerspruch mit dem Wahlgesetz vom 16. Juni steht, werden die Arbeiter „nur auf Grund des Art. 42 des Wahlreglements" zu den Wahlen zugelassen, oder mit anderen Worten: nur diejenigen Arbeiter können ihr Wahlrecht ausüben, die im Besitz des vom Gesetz geforderten Wahlzensus sind. Unterdessen finden sich unter den 40 000 wahlberechtigten Arbeitern Moskaus höchstens einige hundert, die im Besitz des Wahlzensus sind. — Wird diese „Erläuterung" verwirklicht, dann geht die gesamte Arbeiterschaft Moskaus ihres Wahlrechts vollkommen verlustig.

Zehn Millionen Rubel veruntreut! Aus Petersburg wird gemeldet: Die zur Untersuchung der Zustände bei der sibirischen Bahn eingesetzte Kommission stellte Veruntreuungen im Betrage von mehr als zehn Millionen Rubel fest.

Marokko.

Die marokkanische Affäre. Es bestätigt sich von Tag zu Tag mehr, daß Marokko ein teurer Braten für Frankreich werden wird. Schon verlangt der Kommandierende in Casablanca, General Drude, eine Verstärkung von 3000 bis 4000 Mann, da sonst seine Lage unhaltbar sei. Gleichzeitig erklärt die französische Regierung aber, daß sie vorläufig die Expeditionstruppen nicht zu vermehren gedenke. Ob sie aber nicht dennoch bald in den sauren Apfel wird beißen müssen? Es ist das wahrscheinlich, denn in Casablanca ist die Situation sehr ungemütlich. Die Marokkaner wagen trotz ihrer großen Verluste, denen nur sehr geringe der Franzosen gegenüberstehen, stetig neue Angriffe, und die französischen Truppen sind daher zu ständig aufreibendem Dienst genötigt. Zudem lauten die Nachrichten aus den übrigen Orten des Landes sehr düster. Eine lächerliche Rolle spielt der Sultan, der völlig ohnmächtig ist und sogar genötigt ist, den in „sein" Land einbrechenden Franzosen seine allerhöchste Billigung ihres Verhaltens auszusprechen. Auf Deutschland, auf den großen „Sultan el Bruz", wie die Kabylen den deutschen Kaiser bei seiner Tangerfahrt genannt haben, scheint er also, gewitzigter als Ohm Paul, nicht zu rechnen.

Nach in Tanger eingetroffenen brieflichen Nachrichten wurde die Stadt Casablanca am Montag von 4000 Mauren angegriffen, der Angriff aber zurückgeschlagen.

Vereinigte Staaten.

Japaner-Ausweisung. Durch Gerichtsbeschluß wurde in den letzten Tagen in San Francisco verfügt, daß 106 Japaner, die entgegen den Bestimmungen des neuen Einwanderungs-Gesetzes seit dem 1. Juli gelandet waren, nach Japan zurückzubringen sind. Die Japaner versuchen unausgesetzt, die Verbote der Einwanderung zu umgehen; ihre Landsleute, die sich bereits in San Francisco ansässig gemacht haben, leisten den Ankömmlingen dabei gern ihre Hilfe. Die Behörden entfalten große Wachsamkeit, um die jede Gelegenheit erspähenden Japaner zurückzuhalten. Zum großen Teil kommen sie auch über die Grenze von Mexiko.

Nord und Süd.

In einem Leitartikel bespricht die „Leipziger Volkszeitung" die Haltung unserer Genossen im württembergischen Landtage. Das Leipziger Parteiblatt ist der Überzeugung, daß, falls es in Essen zu einer Erörterung der Frage der Budgetabstimmung kommen sollte, eine Revision der Lübecker Resolution sehr wahrscheinlich nur das Ergebnis haben würde, daß der dritte Absatz der Resolution, der von den ausnahmsweisen Verhältnissen spricht, gestrichen würde.

Die Ursachen jener politischen Stimmung, aus denen „sich manche rollenwidrige Seitensprünge" unserer Genossen in den süddeutschen Parlamenten erklären, kennzeichnet der Artikel wie folgt:

„Wenn es trotzdem möglich war und ist — denn früher bewilligten ja auch unsere Parteivertreter in den Landstuben Bayerns und Badens einigemale den Etat — daß es in dieser an sich so selbstverständlichen Sachlage zu Entgleisungen kommen konnte, so erklärt sich das teilweise durch den besonderen, historisch bedingten Charakter der süddeutschen Kleinstaaten. Die Worte Bebels: Süddeutschland hat die ältere, aber Norddeutschland die tiefere Kultur, geben hierbei einen brauchbaren Fingerzeig. Die Klassengegensätze waren im Süden nie so schroff und bitter, wie im Norden. Man stand sich sozial und damit auch gesellschaftlich näher. Das gab der ganzen Politik einen gemütlicheren und mehr spießbürgerlichen Anstrich. Die Gesetze waren freiheitlicher. Das Vereins- und Versammlungswesen war von einer, Norddeutsche direkt märchenhaft anmutenden Liberalität. Man fühlte sich den Tiefländern gegenüber sehr erhaben, wie etwa der englische Arbeiter sich teilweise jetzt noch seinen kontinentalen Kollegen gegenüber fühlt, wenn er sagt: der Sozialismus mag ja für die armen Schlucker jenseits des Kanals ein ganz gutes Ding sein, wir aber haben ein free country, ein freies Land, und brauchen den Sozialismus nicht. So ähnlich fühlte man auch in Süddeutschland: die Etatsablehnung mag ja für Berliner Verhältnisse ganz angebracht sein, aber wir im Süden sind freiheitlicher, wir können den Etat bewilligen. Jedesmal waren die Rechtfertigungsversuche der süddeutschen Etatbewilligungen — und nur in Süddeutschland kamen sie bezeichnenderweise vor — auf diesen Ton gestimmt. Auch der letzte schwäbische. Aber was bei dem englischen Arbeiter nur eine Konsequenz der jahrzehntelangen wirtschaftlichen Überlegenheit Englands über alle Staaten der Welt ist, das ist bei den Süddeutschen umgekehrt eine Konsequenz der wirtschaftlichen Rückständigkeit Süddeutschlands. Durch diese Parzellen streicht nicht die Zugluft der Geschichte, wenigstens nicht mit der Schärfe und Vehemenz, wie in der norddeutschen Tiefebene. Freilich! Bayern hat ein besseres Wahlrecht zum Landtage als Preußen und Sachsen, und Schwaben hat ein besseres Koalitionsrecht. Aber dafür ist es auch für den Gang der deutschen Politik ganz gleichgültig, ob diese Dinge in Süddeutschland ein wenig reaktionärer oder liberaler ge-

staltet sind. Die entscheidenden Schlachten der deutschen Politik werden weder am Neckar noch an der Isar, sondern im Stromgebiet der Elbe geschlagen. Denn Norddeutschland hat die „tiefere Kultur“. Hier hat der Kapitalismus jene gigantische Expansion erreicht, die für den Weltmarkt charakteristisch ist, hier stehen sich die Klassen so nah und so schroff gegenüber, daß man das Weiße im Auge des Feindes sieht, hier ist jede Gemütlichkeit in der Politik schon längst zum Teufel gegangen. Hier ist das klassische Brachfeld für den Klassenkampf in Deutschland und hier liegen auch die Wurzeln für die Taktik wie für die Theorie dieses Klassenkampfes.“

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Mittwoch, den 14. August.

An die Seeleute Deutschlands. Nachdem die Flensburger Reeder zum offenen Wortbruch gegriffen haben, als die Seeleute den Kampf abbrachen unter der Bedingung, daß die während des Streiks versprochene höhere Heuer gezahlt werde, sahen sich die Flensburger Seeleute genötigt, über alle Flensburger, Rendsburger, Tönninger, Apenrader und Schleswiger Schiffe die Sperre zu verhängen. Hatten die Reeder geglaubt, die Flensburger Seeleute würden zu Kreuze kriechen, so haben sie sich gewaltig geirrt. Nach wie vor standen die Kollegen unerschütterlich, und es ist den Reedern nicht gelungen, auch nur einen einzigen Mann für die alte Heuer zu bekommen. Jetzt, wo die Reeder einsehen, daß ihnen kein Sträuben nützt, bequemen sie sich, die 65 Mark zu zahlen, aber nur, wenn die Seeleute für 30 Pf. Überstundenlohn anmustern wollen. Die Zumutung ist geradezu eine Unverschämtheit. Nachdem in Flensburg seit über sieben Jahren 40 Pf. Überstundenlohn gezahlt worden sind, nachdem in allen deutschen Häfen anstandslos die 40 Pf. gezahlt werden, wagen es die Flensburger Reeder, den Seeleuten ein derart schamloses Ansinnen zu stellen. Seeleute, Kollegen, Arbeitsbrüder! Darauf gibt es nur eine Antwort, und zwar die, auf allen Flensburger, Rendsburger, Tönninger, Apenrader und Schleswiger Schiffen die Anmusterung strikte verweigern, wenn nicht für Matrosen und Heizer für Nord- und Ostseefahrt 65 Mk., für transatlantische Fahrt 70 Mk., sowie für Trimmer und Leichtmatrosen 50 Mk. und ein Überstundenlohn von 40 Pf. gezahlt wird. Da hier in Flensburg genügend befahrene Seeleute liegen, warnen wir alle Seeleute dringend, sich aus anderen Häfen hierher senden zu lassen. Flensburger Seeleute, die in der Umgegend und in ländlichen Betrieben Arbeit gefunden haben, fordern wir dringend auf, vorläufig, wenn möglich, dort zu bleiben. Flensburg ist bis auf weiteres streng zu meiden. Kein deutscher Seemann lasse sich für Flensburg anheuern und nach Flensburg hinschicken, ganz gleich unter welchen Bedingungen. In auswärtigen Häfen kann gemustert werden, es ist jedoch scharf darauf zu achten, daß nur zu dem oben angeführten Heuer- und Überstundenlohnsatz gemustert wird. Die Filialen, Ortsverwaltungen und Zahlstellen des Seemannsverbandes bitten wir, vorstehendes zur Kenntnis zu nehmen und auf die Durchführung zu achten. Es gilt, den Flensburger Scharfmachern ein Paroli zu bieten, ihre scharfmacherischen Gelüste zu vereiteln. Die arbeiterfreundliche Presse wird um sofortigen Abdruck gebeten. Die Ortsverwaltung der Mitgliedschaft Flensburg des Seemannsverbandes in Deutschland.

Zum Referendar ernannt hat der Senat den hiesigen Rechtskandidaten H. Rehder.

Straßensperre. Wegen vorzunehmender Pflasterungsarbeiten werden die Zugänge zur Zufahrtsstraße zum neuen Bahnhofe zwischen Blumen- und Rethteichstraße vom 15. dieses Monats ab auf etwa acht Tage für den Fuhrwerksverkehr gesperrt.

Den Offenbarungseid leisteten im verflossenen Monat vor dem hiesigen Amtsgericht zwölf Personen. Eine Person hat sich auf einen früher geleisteten Eid bezogen.

Aufgehoben ist die Sperrung der Wielandbrücke.

Die Arbeitgeber im Stellmacher- und Wagner-Gewerbe rüsten! Der gegenwärtig in Bremen tagende 23. Verbandstag des Bundes Deutscher Stellmacher- und Wagner-Innungen nahm folgende Resolution an: „In Anbetracht der stetig wachsenden Organisation unserer Arbeitnehmer und deren vielfachen Angriffe gegen die Arbeitgeber (?) beschließt die Versammlung des Bundes deutscher Stellmacher- und Wagner-Innungen, zum Schutze und zur Abwehr und zur Wahrung der Rechte ihrer Mitglieder die Gründung eines allgemeinen Arbeitgeberschutzverbandes für das deutsche Wagenbaugewerbe.“ — Jetzt heißt er für die hier in Frage kommenden Arbeitnehmer, ihre Reihen noch enger als bisher zu schließen. Die Arbeiter haben die Macht in Händen, wenn sie nur einig sind!

Von einem Rückgang der Sozialdemokratie in Hamburg faselt die hiesige bürgerliche Presse. Sie beruft sich hierbei auf eine Versammlung des sozialdemokratischen Vereins für den zweiten Hamburger Wahlkreis. Dem ganzen Geschreibsel stellen wir nur die eine Tatsache entgegen, daß der Mitgliederbestand im zweiten hamburgischen Wahlkreis von 5 190 am 1. Januar 1906 auf 7 778 am 1. Juli 1907, also um 2588 gestiegen ist. Wenn das ein Rückgang ist, dann wünschen wir uns mehrere derartige „Rückgänge“

Vom nationalen Schwein. Die Rotlaufseuche unter den Schweinen der Staats-Irrenanstalt ist erloschen und demzufolge die Sperre über den Stall aufgehoben worden.

Ein Mahnwort an jeden Handlungsgehilfen und jede Handlungsgehilfin! Du klagst über Dein hartes Los als Handlungsgehilfe oder -Gehilfin, daß Du Dich mühen und plagen mußt den ganzen Tag, daß Du überstunden machen und Sonntagsarbeit verrichten mußt. Du klagst darüber, daß Du keinen oder einen ungenügenden Urlaub bekommst, daß Dich Deine Vorgesetzten schlecht behandeln und Deine Menschenwürde mit Füßen treten. Hast Du ein Recht zu klagen? Klagen ist feige, wenn man nicht alle Mittel erschöpft hat, um den feindlichen Gewalten zu widerstehen. Hast Du diese Mittel erschöpft? Hast Du Dich Deinem Verbande, Deiner Berufsorganisation angeschlossen und Schulter an Schulter mit Deinen Kollegen und Kolleginnen gekämpft gegen schlechte Entlohnung, lange Arbeitszeit und die Willkür der Prinzipalität? Hast Du geholfen, der Macht des Kapitals die Macht der Arbeit entgegenzusetzen? Du hast getreulich Deine Pflicht gegen den Geschäftsherrn erfüllt; hast Du Dich auch der Pflicht gegen Deine Leidensgenossen erinnert? Du siehst, Deine Kollegen und Kolleginnen kämpfen um ein besseres Los; siehst die Arbeiter aller Berufe, die sich ihrer Lage und ihres Wertes bewußt sind, mutvoll und siegessicher um eine bessere Zukunft ringen — Du siehst es und stehst abseits und klagst! Schritt um Schritt dringen die Kämpfer für bessere Arbeitsbedingungen vorwärts; unter schwerer Mühe erkämpfen sie für die Gesamtheit Erleichterungen und Vorteile. An dem Gewonnenen aber nimmst auch Du teil, heimsest Dein Teil ein, als wäre es redlich verdient! Hast Du ein Recht dazu? Kannst Du ohne zu erröten nehmen, um das andere sich gesorgt und gemüht haben? Sagt Dir keine innere Stimme, daß es die Frucht fremder Arbeit ist, die Du genießest? Verbittern Dir nicht Selbstvorwürfe den Besitz des Guten, das Dir mühelos in den Schoß fällt? Klage nicht, sondern hilf uns! Hilf uns in unserem Kampfe gegen die Mißstände im Berufe, gegen die Willkür der Prinzipalität. Tritt ein in den Zentralverband der Handlungsgehilfen und Gehilfinnen Deutschlands. Wirke und werbe für seine Ziele — zu Deinem Wohle und zum Nutzen der Gesamtheit. Nähere Auskunft erteilt jederzeit die Redaktion dieses Blattes.

Das Projekt einer normalspurigen Kleinbahn durch den Kreis Herzogtum Lauenburg ist wieder Gegenstand der Erörterungen geworden. Die Bahn soll anschließen an die im Bau begriffene Südstormarnsche Kreisbahn Schiffbeck-Trittau und etwa die Ortschaften Linau, Koberg, Nusse, Panten, Kühsen, Behlendorf, Giesensdorf berühren und im Staatsbahnhof Mölln bezw. Ratzeburg endigen. Der Bauplan liegt dem zuständigen Kreisausschuß sowie den höheren Instanzen zur Prüfung vor. Die neue Verbindung würde die wohlhabenden korn- und waldreichen Distrikte Mittellauenburgs dem Verkehr erschließen. Im Interesse seiner Enklaven hat der lübeckische Staat bereits seine finanzielle Hilfe zugesagt.

Ist ein während der Arbeit erlittener Mückenstich ein Betriebsunfall? Ein Magazingehilfe in Augsburg erlitt, in einer Farbenfabrik beschäftigt, während der Arbeit einen Mückenstich in den linken Oberarm, wodurch eine Zellengewebsentzündung und die Gefahr einer Blutvergiftung entstand. Der Verletzte mußte sich deshalb einer großen Armoperation unterziehen und verblieb erwerbsbeschränkt. Die Berufsgenossenschaft weigerte sich natürlich, eine Rente zu zahlen, da gar kein Betriebsunfall vorliege, sondern nur eine „Gefahr des gemeinen Lebens“, wie das bekannte Schlagwort jetzt heißt. Andrer Ansicht war der Sachverständige des Schiedsgerichts für Arbeiterversicherung, der in seinem Obergutachten betonte, daß hier ein besonders schwerer Fall von Vergiftung vorliege, daß, wenn die Verletzung durch einen Mückenstich entstanden sei, die betreffende Mücke mit Giftstoffen infiziert war, wozu die ganze Art des Betriebes geeignet erscheine, da in einer Fäkalienfabrik in unmittelbarer Nähe auch Giftstoffe verarbeitet würden. Die Berufsgenossenschaft mußte deshalb den Betriebsunfall anerkennen und eine Rente von 45 Prozent zahlen. Das Reichsversicherungsamt war der gleichen Ansicht. Ein Mückenstich sei an sich noch kein Betriebsunfall. Dies sei aber der Fall, wenn eine höhere Gefahr für die schädlichen Folgen eines Mückenstiches bestehe. Diese höhere Gefahr sei im vorliegenden Falle durch die Art und Lage des Betriebes vorhanden gewesen.

Ein Lehrer als Sittenverbrecher. Gestern nachmittag wurde das Urteil gegen den Bezirksschullehrer Hintzpeter aus Moisling verkündet. Der Angeklagte wurde wegen acht vollendeter und versuchter Sittenverbrechen an Schulkindern zu 3 Jahren Gefängnis und 5 Jahren Ehrverlust verurteilt. Sein hohes Alter, sowie die Einwirkung starken Alkohol- und Tabakgenusses, wurden als mildernd in Betracht gezogen.

b. **Vor dem Schöffengericht** legte der Klempner S. gegen eine polizeiliche Strafverfügung im Betrage von 6 Mk. Berufung ein. S. hatte die Fahrradabgabe nicht rechtzeitig bezahlt. Die Berufung wurde verworfen. — Die beiden Seeleute M. und F. erhielten wegen Betruges je eine Woche Gefängnis. — Der Vorarbeiter F. schlug in angeblich betrunkenem Zustande auf dem Wege nach Schlutup den Brauereibesitzer L. ohne Ursache mit einem Stock. Drei Monate Gefängnis muß er für diese Tat eintauschen. — Zwei Monate Gefängnis erhielt der Schiffszimmermann M., der im Juli in angetrunkenem Zustande in der Luisenstraße einen Gärtner anrempelte; bei dem entstehenden Wortwechsel eilte ein Anwohner herbei, der den mit gezücktem Messer dastehenden M. am Stoßen mit demselben verhindern wollte. Der Griff des Schlichtenden ging aber fehl, statt den Arm zu fassen, packte er in das offene Messer, wodurch ihm die ganze Hand aufgeschlitzt wurde. Wegen der gefährlichen Handlungsweise des Angeklagten erkannte das Gericht auf vorgenannte hohe Strafe. — Der frühere Kaufmannslehrling S. stand wegen Diebstahls vor den Schranken des Gerichts. Er stahl aus einer Ladenkasse 12 Mk. und versuchte am andern Tage nochmals, sich Geld in demselben Geschäft anzueignen. Seinem Komplizen, dem Schüler Si., gab er von dem Raub 5 Mk. ab. Si. stahl in dem betr. Laden 2 Schachteln Zigaretten. Dafür erhielt der jugendliche Sünder 10 Mark Geldstrafe und eine Woche Gefängnis. Gegen den Kaufmannslehrling, der wegen Diebstahls schon früher zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt, aber bedingt begnadigt worden war, wurde die Verhandlung ausgesetzt, weil der Vater des Burschen behauptete, sein Sohn sei geistig nicht normal.

Kleine Ausreißer. Aus Angst vor der Schule rückten hier kürzlich zwei Knaben aus und tippelten nach Schönberg i. M. Dort wurden sie in Schutzhaft genommen und am nächsten Tage von der Mutter des einen Knaben abgeholt. Ob der Empfang im Elternhause ein angenehmer gewesen ist, wagen wir nicht zu behaupten.

Seinen Ehrenabend hat am Freitag Herr Hermann Norden, der Regisseur des Wilhelmtheaters. Der Benefiziant hat sich eine Doppel-Vorstellung gewählt, und zwar gelangt zur Aufführung: „Im weißen Rößl und die Fortsetzung: Als ich wiederkam“. Wir wünschen dem Benefizianten, der sich in den Kreisen der Theaterbesucher großer Beliebtheit erfreut, ein volles Haus.

Wem gehören überhängende Früchte? Da wir vor der Obsternte stehen, erscheint es nicht unangebracht, auf die rechtliche Seite des Eigentums überhängender Früchte aufmerksam zu machen. Ein Baum gehört immer nur demjenigen, auf dessen Grund und Boden er steht. Wächst er genau auf der Grenze zweier Nachbarn, so teilt sich auch das Recht an dem Baume. Hängen nur Zweige aus dem Nachbargarten über, so kann der Nichteigentümer das Abschneiden dieser Zweige verlangen oder selbst vornehmen, aber die Zweige gehören dem Eigentümer. Anders ist es mit den Wurzeln des Baumes. Diese kann der Nichteigentümer abhauen und für sich behalten. Die in den Nachbargarten überhängenden Früchte gehören stets dem Baumbesitzer. Dieser muß aber, will er die Früchte abnehmen, erst die Erlaubnis des Nachbars zum Betreten des Gartens haben. Abgefallene Früchte gehören demjenigen, auf dessen Grund und Boden sie liegen.

pb. **Gestohlen** wurden vor einigen Tagen in der Damen-Badeanstalt in Travemünde: eine schwarze Damen-Uhr aus Stahl mit Goldschild auf welchem der Buchstabe E eingraviert ist, eine schwarze lange Damen-Uhrkette, 10 Glieder aus Stahl, 1 Glied aus Gold, eine schwarze Stahluhrschleife mit goldenem Knoten, ein silbernes Glieder-Armband, ein goldener Ring mit Platte, auf welcher drei weiße Emaille-Sternblümchen, die Platte ist zum Aufklappen. Der Ring ist mit W. H. gest. 1842 graviert.

Ringkampfkonkurrenz im Hansa-Theater. Am Freitag beginnt die II. Internationale Ringkampfkonkurrenz, zu welcher sich bislang 14 erstkl. Ringer gemeldet haben. Russen, Türken, Armenier, Franzosen, Dalmatier, Belgier, Tyroler und Deutsche werden um den großen Pokal kämpfen. Eine besondere Kraft ist der Tyroler Leo Reiber, der mit seinem Gewicht von 254 Pfund als der schwerste Ringer gilt. Vor einigen Jahren nahm Reiber in Wien den Kampf mit dem als weit überlegen geltenden Engländer Harkoy auf und besiegte diesen im Entscheidungskampf in der Zeit von 45 Min. Von weiteren erstkl. Kräften ist der Weltmeister Roberti Raicevich und der Deutsche Michael Hitzler zu nennen. Jeder Sportsfreund wird diesen Namen schon begegnet sein. Aber auch den anderen, hier auftretenden Kräften geht ein guter Ruf voraus, sodaß wirklich interessante Kämpfe zu erwarten sind und die vorjährigen weit in den Schatten gestellt werden dürften. Der erste Teil des Programms bringt mehrere Spezialitäten, die sich anderwärts allgemeinsten Beifalls erfreuten. (S. Inf.)

Stadthallen-Theater. Aus dem Theater-Bureau schreibt man uns: Am Donnerstag findet also eine nochmalige Aufführung von „Das Schloß am Meer“ statt. Die Aufführung am Montag hatte allgemeinen Beifall gefunden. Für Freitag ist das Volksschauspiel „Der Herrgottschnitzer von Ammergau“ von Ganghofer und Neuert angesetzt.

Wilhelmtheater. Die Direktion sieht sich durch den beispiellosen Erfolg, den Max Dreyers „Die Siebzehnjährigen“ bei der Erstaufführung erzielten, veranlaßt, das geniale Werk in derselben glänzenden Besetzung am Donnerstag zu wiederholen. Am Freitag bringt das Benefiz des beliebten Komikers die beiden bekannten und stets gern gesehenen Lustspiele der Doppelfirma Blumenthal und Kadelburg: „Im weißen Rößl und die Fortsetzung: Als ich wiederkam“. Die große Doppel-Vorstellung beginnt schon um 7½ Uhr. Ende gegen 11 Uhr.

Mölln. Einen Selbstmordversuch unternahm hier ein Buchhandlungsangestellter, der wegen allerlei zum Schaden seines Prinzipals begangener Unredlichkeiten verhaftet werden sollte. Er sprang in den Mühlenteich, wurde jedoch gerettet und dem Gefängnis zugeführt.

Eutin. Für eine Umsatz- und Wertzuwachssteuer sprach sich der hiesige Gemeinderat in seiner letzten Sitzung aus. Er ersuchte den Magistrat, bei der Regierung auf Einbringung eines derartigen Gesetzentwurfes in der nächsten Landtagssession vorstellig zu werden.

Eutin. Krankheitsstatistik. Im Juli wurden im Fürstentum Lübeck 3 Erkrankungsfälle an Scharlach (in Eutin), 19 an Masern (3 davon in Stockelsdorf), 2 an Typhus und 2 an Diphtheritis gemeldet. Die Masern traten im südlichen Teil des Fürstentums häufig auf. Todesfälle wurden nicht gemeldet.

Hamburg. Noch 22 Personen von der „Teutonia“ gerettet. Nach der Meldung eines Londoner Blattes aus Simla sind fernere 22 Personen von der Besatzung des am 22. Juli in der Nähe von Ras Madraka an der Küste des unabhängigen arabischen Staates Oman gestrandeten Hamburger Dampfers „Teutonia“ am 8. August glücklich in Maskat angekommen. Das englische Kanonenboot „Lapwing“ sucht zurzeit die unwirtliche Küste von Oman, die viel von arabischen Seeräubern heimgesucht wird, nach den noch fehlenden zwei Booten der „Teutonia“ ab, in denen sich 9 Deutsche und 7 farbige Seeleute befanden. — An Bord des von San Nicolas hier eingetroffenen Dampfers „St. Andrew“ sind pestverdächtige Ratten gefunden. Das Schiff ist einer Ausgasung mit dem Rattentötungsapparat „Desinfektor“ unterzogen. Die Weiterlöschung des Schiffes wird unter den üblichen Vorsichtsmaßregeln gestattet werden. Menschen sind nicht erkrankt.

Hamburg. Einbruch im Gewerkschaftshaus. Liebhaber fremder Gelder haben dem Bureau des Staats- und Gemeindearbeiterverbandes, Gewerkschaftshaus, Zimmer 18, in der Nacht vom 12. auf den 13. d. Mts. einen Besuch abgestattet in der Absicht, sich Verbandsgelder zu holen. Der Geldschrank ist stark beschädigt worden, aber ihn aufzubrechen, ist mißlungen. Anderenfalls hätten die ungebetenen Gäste sich reichlicher Belohnung ihrer Mühen erfreut. So ist die Beute nur mager ausgefallen. Eine Sparbüchse für einen Fahnenfonds, die aber erst kürzlich geleert wurde und infolgedessen nur geringe Beträge enthielt, ist erbrochen worden. Außerdem wurde noch ein kleiner Speiseschrank aufgebrochen. Weiterer Materialschaden ist aber nicht zu verzeichnen, und müssen es demnach recht verständige Leute gewesen sein.

Altona. Aufgehobenes Spielernest. Die Kriminalpolizei hat eine Spielhölle ausgenommen. Sie überraschte in dem Hinterzimmer eines Restaurants beim Hauptbahnhof eine Gesellschaft von 17 Personen, die beim Spiel „Meine Tante, Deine Tante“ beschäftigt waren. Beim Erscheinen der Beamten versuchten sie zu entfliehen, wurden aber festgehalten. Der Bankhalter, ein angeblicher Kaufmann Brodersen in Hamburg-Uhlenhorst, wurde verhaftet und eine bei ihm vorgefundene große Geldsumme beschlagnahmt. Die 16 Mitspieler wurden nach Feststellung ihrer Personalien auf freien Fuß gesetzt.

Rostock. In der Affaire, betr. die Silberdiebstähle der Fürstin Wrede zu Basedow, geht dem „Malchiner General-Anz.“ von authentischer Seite folgende Mitteilung zu: Das Oberlandesgericht zu Rostock hat, den Beschluß des Landgerichts zu Güstrow im wesentlichen bestätigend, die Fürstin Wrede wegen der Anklage des Diebstahls außer Verfolgung gesetzt. Daß die Fürstin Wrede objektiv des Diebstahls in den verschiedenen Hotels, sowie auch des gewaltsamen Öffnens einer Silberkiste in Basedow sich schuldig gemacht habe, hält auch das Oberlandesgericht für erwiesen. Andererseits muß dasselbe auf Grund des Erachtens der medizinischen Sachverständigen annehmen, daß die Fürstin Wrede nicht nur jetzt geisteskrank ist, sondern auch aller Wahrscheinlichkeit nach schon zur Zeit der ihr zur Last fallenden Begangenschaften geistesgestört gewesen ist. Kann die Tat der Fürstin nicht als strafbar behandelt werden, so war es auch ausgeschlossen, den Fürsten Wrede, bezw. die Gesellschafterin Weidig wegen Begünstigung dieser Tat zu verfolgen. Gegen die letztere Persönlichkeit wird demnächst das Hauptverfahren vor der Strafkammer in Güstrow wegen fahrlässigen Meineides, begangen durch ein unrichtiges Zeugnis in der beim Amtsgericht Malchin anhängig gemachten Klagesache der Tagelöhnerfrau Freitag zu Basedow gegen den Fürsten Wrede, vor sich gehen. — Die Silberdiebin und ihre Helfershelfer gehen also leer aus. So ist's, wenn man auf den Höhen des Lebens wandelt und sich Fürsten zu Vätern auserkoren hat.

Briefkasten.

Zwei Streitende. Zum Waffentragen bedarf es der polizeilichen Erlaubnis.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co.
Sämtlich in Lübeck.

Komitee- u. Kommissions-Sitzungen

15. Distrikt.
Freitag, den 16. August, 8 Uhr Versammlung.

Dienstag abend entschlief sanft nach langem schweren Leiden unsere liebe Mutter, Schwieger und Großmutter

Louise Grebien,
geb. Scheel

im 76. Lebensjahr.

Tief betrauert von ihren Kindern und allen die ihr nahe standen.

Steinraderweg 23.

Die Beerdigung findet am Sonnabend, den 17. August, nachmittags 3 Uhr von der Kapelle (Vorwerk) aus statt. Beginn der Feier 2¾ Uhr.

Für die innige Teilnahme und reiche Kranzspende bei der Beerdigung unserer lieben Mutter und Großmutter sagen allen unsern herzlichen Dank.

H. Horenburg und Frau.
M. Jäger und Frau.

Danksagung.

Für die bewiesene Teilnahme bei der Beerdigung unseres lieben Vaters sagen allen Freunden, insbesondere seinen Kollegen vom Bauarbeiter-Verband unsern herzlichen Dank.

Frau Siggelkov Ww.
nebst Kindern.

Für die vielen Aufmerksamkeiten und Geschenke anläßlich unserer Hochzeit sagen auf diesem Wege unsern herzlichen Dank.

Hermann Goebler und Frau Barbara,
geb. Dedicke.

Gesucht zu sofort ein Mädchen
bei hohem Lohn. Rethteich 16.

Gesucht ein ordentl. Mädchen
nach dem Lande, bei gutem Lohn.
Näheres Wickedestraße 36.

Gesucht zu sogleich ein
junges Mädchen
zu häuslichen Arbeiten, welches außer dem Hause schläft.
Frau **Carl Junge**, Wahmstraße 14.

Zu vermieten Zwei-Zimmerwohnung an einzelne Leute, jährlich 160 Mk.
Marlistraße 29.

Guter Nebenverdienst!

Gesucht ein freundlicher Mann für die Abendstunden von 5—9 Uhr. Vergütung nach Uebereinkunft. Offerten unter **H E 297** an Haasenstein & Vogler, A.-G., Markt 16, I.

---

5 Pfg. zahle für **Hausstandslumpen,** sowie für **Eisen u. Metalle** die **höchsten Preise.** Postkarte genügt.
Karl Kleinfeld, Waisenhofstraße 25.

Empfehlungs-Karten
Buchdruckerei Friedr. Meyer & Co.

E. BOY, Fischhandlung
Hüxstr. 30. Telefon 115.
Markthalle 46.
Donnerstag und Freitag, von 7 bis 12 Uhr morgens, ein großer Posten **Seelachs,** Pfund nur **10** Pfg., **Rotzungen 40** Pfg., **Schollen, Schellfische, Fischkarbonaden, lebende Schleie, Aal.**

Carl Folkers
Möbel-Magazin
25 Marlesgrube 25.
Vollständige Wohnungseinrichtungen.
Selbstgefertigte Arbeiten.
Größte Auswahl.
Billigste Preise.
Weitgehendste Garantie.
Zimmer-Einrichtungen stets vorräthig.
Lieferung frei Haus auf eigenem Möbelwagen.
Bei Barzahlung Rabatt.
Teilzahlung gestattet.
Gebe rote Lubeca-Marken.

Scherm's
Reisehandbuch
für wandernde Arbeiter.
Mit einer Eisenbahn- u. einer Straßenkarte
— Preis 1,50 Mk. —
Zu beziehen durch die
Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.

Achtung!
Versammlung
für alle auf der Werft von Henry Koch beschäftigten Arbeiter
am Donnerstag, den 15. d. Mts.
abends 8½ Uhr
im „Vereinshaus", Johannisstrasse 50–52.
(Grosser Saal.)

Versammlung
für
alle auf der Lübecker Maschinenbau-Gesellschaft beschäftigten Arbeiter
am Freitag, den 16. ds. Mts.
abends 8½ Uhr
im „Vereinshaus", Johannisstraße 50—52.
(Grosser Saal.)

Das Erscheinen aller in diesen Betrieben beschäftigten Arbeitern ist unbedingt erforderlich.

Die in Betracht kommenden Gewerkschafts-Vorstände sind hiermit zu den Versammlungen eingeladen.

Der Einberufer.

Der Neue Welt-Kalender
für das Schaltjahr 1908

ist jetzt in sehr reichhaltiger Ausstattung zur Ausgabe gelangt und können wir denselben allen unseren Lesern zum Kaufe empfehlen.

Preis 40 Pfg.

Derselbe ist auch durch unsere Kolporteure und Zeitungsausträgerinnen zu beziehen.

Friedr. Meyer & Co.
Johannisstr. 46 * Buchhandlung * **Johannisstr. 46.**

Morgen Donnerstag, den 15. August: Große Auktion
Breitestraße 24, I., vormittags 10 Uhr
über Mobilien u. Waren. Auktionator Albert Mohrmann.

St. Lorenz-Beerdigungs-Institut
von **Georg Behnck, Warendorpstr. 4.**

Uebernahme ganzer Beerdigungen.
Transport von u. n. Auswärts.
Kränze und Grabkreuze.
Größte Auswahl.
Billigste Preise.

Schulschreibhefte
in allen Liniaturen — genau nach Vorschrift
empfiehlt die
Buch- und Papierhandlung von Friedr. Meyer & Co.

Allen voran
in Preiswürdigkeit und Haltbarkeit sind die **Arbeitsgarderoben** aus **Lübecks** ältestem **Spezialgeschäft** von
Louis Levy Klingenberg 5 ::: Ecke Marlesgrube

gestr. Lederhosen	2.10	3.50	4.50	b. 7.50
braune „	2.20	3.50	4.50	„ 10
blaue Pilothosen	1.95	2.50	3.50	„ 6.50
Maurerhosen	2.50	3.75	4.50	„ 8.50
Manchesterhosen	3.50	4.50	5.75	„ 10
Zwirnhosen	1.50	2.20	3.—	„ 4.50

Spezialität: Hamburger Schnitthosen f. Maurer, Schlosser, Zimmrer

Sämtliche **Bauchweiten in Hosen** vorrätig! — Blaueinen Hosen und Jacken 1.10 bis 2.50 Mk. Blau und weiß gestreifte Kasen und lein. Hemden, Maler-Jacken und -Hosen von 1.90 Mk. an. Maler-Kittel von 2.30 Mk. an.

Rote Rabattmarken!

Lübecker
Genossenschaftsbäckerei
E. G. m. b. H.

Ordentliche
General-Versammlung
am Donnerstag, 15. August,
abends 8¾ Uhr
im Vereinshaus, Johannisstrasse 46-52.

Tages-Ordnung:

1. Geschäfts- und Kassenbericht vom 2. Quartal 1907.
2. Berichterstattung über den Bau Johannisstraße 46—52.
3. Besoldung und Anstellungsvertrag des Obermüllers.
4. Besoldung und Anstellungsvertrag des Vorstandes und Abänderung der §§ 3 und 16 des Statuts.

Anteilscheine legitimieren.

Lübecker Genossenschaftsbäckerei
e. G. m. b. H.
P. Pape. J. Böger.

Hansa-Theater

Eigentümer u. Direktor: **Fritz Rittscher.**

Ab 16. August und folgende Tage:
II. gr. internationale Ringkampfkonkurrenz. Gemeldet haben sich bis jetzt **14 Ringkämpfer** (erstkl. Kräfte aller Herren Länder), welche um den goldenen Pokal im Werte von 1200 Mk. u. großen Preis von **2000 Mark** in bar kämpfen werden.

	Gewicht kg
Roberti Raicivich, Weltmeister im Leichtgewicht	73
H. Hansen, Meisterringer Dänemarks	82
Madrali, Champion Armeniens	110
Felgenhauer, Berlin	99
Michael Hitzler, Deutschland	103
Sabatier, Champion Belgiens	96
Reiber, der Alpen-Koloss	127
M. Boucher, Frankreich	118
Petlivan, türkischer Blitzringer	80
Hissmann, Westfalen	111
Derma, Russisch-Polen	69
Mustapha-Mehmedoff, Champion der Türkei	107
van der Hütten, Holland	91,5
Willy Stalling, Bremen	79

Weitere Anmeldungen werden im Bureau des Hansa-Theaters entgegengenommen.
NB. Diese Konkurrenz untersteht einem aus Lübecker Sportleuten bestehend. Schiedsgericht und bürgt deren Name für die reelle Durchführung der Kämpfe.

Vorher: Das erstklassige Spezialitäten-Programm.

Preise der Plätze: Loge 3 Mk., Fauteuil 2 Mk., Sperrsitz 1.50 Mk., Parkett u. Seitenparkett 1.25 Mk, Parterre u Mittelbalkon 1 Mk., Seitenparterre u I Balkon 0 80 Mk., II. Balkon 0.60 Mk., Gallerie 0.40 Mk.

Vorverkauf bei **Sager.**

Wilhelm-Theater.
Donnerstag 8 Uhr. 75. Abonn.-Vorstellung.
Zum ersten Male wiederholt.
Die Siebzehnjährigen.
Schauspiel in 4 Akten von Max Dreyer.
Freitag: **Benefiz Hermann Norden.**
Im weißen Rößl und die Fortsetzung:
Als ich wiederkam . . .
Anfang 7½ Uhr. Ende 11 Uhr.

Stadthallen-Theater.
Direktion: **Ludwig Piorkowski.**
Donnerstag 8 Uhr. 57. Abonn.-Vorst.
Das Schloß am Meer.
Schauspiel in 5 Akten von Walter.
Freitag 8 Uhr: 58. Abonn.-Vorst.
Der Herrgottschnitzer von Ammergau.
Volksschauspiel mit Gesang und Tanz in 5 Akten.

Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr. 188. Mittwoch, den 14. August 1907. 14. Jahrg.

Die deutschen Gewerkschaftskartelle im Jahre 1906.

Schluß.

Die Finanzgebarung der Kartelle.

Die Einnahmen der Kartelle bestehen in erster Linie aus den festen Jahresbeiträgen, die mit geringen Ausnahmen alle Kartelle erheben, sowie aus den Überschüssen der verschiedenartigsten Unternehmungen. Von den 526 berichtenden Kartellen erheben 520 einen bestimmten Jahresbeitrag, der bei drei Kartellen noch nicht 10 Pf. pro Jahr beträgt und bis zu 3 Mk., bei zwei Kartellen, steigt. Um den an die Kartelle gestellten finanziellen Anforderungen genügen zu können, waren sie von Jahr zu Jahr genötigt, die Beiträge zu erhöhen, und ganz besonders sind diese in den letzten beiden Jahren gestiegen.

Während 1902 der höchste Jahresbeitrag 1,20 Mk. betrug, stieg derselbe im Jahre 1905 auf 2,60 Mk., um 1906 die Höhe von 3 Mk. zu erreichen.

Mehr als 1,20 Mk. Jahresbeitrag erheben 37 Kartelle, und zwar Bernburg und Straubing je 3 Mk., Kronach 2,40 Mk., Ansbach und Colmar i. E. je 2,16 Mark, Biebrich a. Rh. und Wunsiedel je 2 Mk., Bayreuth 1,96 Mk., Aschaffenburg, Iserlohn, Ruhrort, Siegen und Worms je 1,80 Mk., Altena i. W., Cottbus, Duisburg, Forst i. L., Hemer, Hohenlimburg, Lüdenscheid und Plettenberg je 1,60 Mk., Spremberg 1,52 Mk., Vegesack 1,50 Mk., Crefeld und Osnabrück je 1,44 Mk., Bremerhaven, Guben, Königsberg i. Pr., Minden i. W., Rostock und Soest je 1,40 Mk., Würzburg 1,30 Mk., Lübeck und Pforzheim je 1,28 Mk., Fürth, Nordhausen und Offenbach a. M. je 1,24 Mk.

In diese Beitragssätze sind die, welche in einer Reihe von Kartellen für Arbeitersekretariate oder Auskunftsstellen besonders erhoben werden, eingerechnet. Diese besonderen Sekretariatsbeiträge sind meistens viel höher, als die Kartellbeiträge.

Es sind 77 Kartelle, die besondere Beiträge für bestehende oder erst zu errichtende Arbeitersekretariate und Auskunftsbureaus erheben. In welcher Weise die Beitragshöhe seit 1901 gestiegen ist, ergibt sich aus folgender Berechnung: 1901 hatten 41,4 Proz. der Kartelle einen Jahresbeitrag von höchstens 20 Pfennige, während 1906 nur noch 22 Proz. der Kartelle einen so niedrigen Beitrag erhoben. Der durchschnittliche Jahresbeitrag ist in diesem Zeitraum von 34,2 Pf. auf 55,2 Pf. gestiegen.

Jahr	Zahl der berichtenden Gewerkschaftskartelle	Davon hatten einen Jahresbeitrag von höchstens 20 Pfg.		Der durchschnittliche Jahresbeitrag betrug für alle Kartelle Pfg.
		Kartelle	Prozent	
1901	319	132	41,4	34,2
1902	365	145	39,8	35,8
1903	387	154	39,8	35,8
1904	405	137	33,9	40,7
1905	465	133	28,6	46,3
1906	526	116	22,0	55,2

Die Gesamteinnahmen der 507 Kartelle — 19 Kartelle haben darüber keine Angaben gemacht — im Jahre 1906 betrugen 916 758 Mk. Davon aus laufenden Beiträgen der Gewerkschaften 481 932 Mk., aus sonstigen Einnahmen (Überschüssen von Festlichkeiten, Schriftenvertrieb usw.) 193 144 Mk. und aus Streiksammlungen 244 213 Mk. Die Kartelle gaben insgesamt 267 545 Mk. für Streikunterstützung aus, so daß nach Abzug der durch Sammlungen aufgebrachten Summe aus den Kassen der Kartelle insgesamt 43 332 Mk. für Unterstützung von Streiks und Aussperrungen verausgabt worden sind. Obgleich 459 Kartelle angaben, daß sie Streiks und Aussperrungen unterstützen und die dazu erforderlichen Mittel durch Sammlungen aufbringen, so haben sich doch nur 262 Kartelle an solchen Sammlungen beteiligt. Das Jahr 1906 war an wirtschaftlichen Kämpfen überaus reich, und ganz gewaltige Summen waren erforderlich zur Führung dieser Kämpfe. Aus den Kassen der Gewerkschaften wurden insgesamt 13 748 412 Mk. an Streikunterstützung gezahlt. Wie äußerst geringfügig erscheinen neben solcher Summe die 244 213 Mk., welche die 262 Kartelle für Streikunterstützung gesammelt haben. War es früher eine der Hauptaufgaben der Kartelle, Mittel für Streikunterstützung zu beschaffen, so tritt diese Tätigkeit mehr und mehr in den Hintergrund. Selbständig und unaufgefordert dürfen die Kartelle solche Sammlungen nicht mehr veranstalten, und für die Gewerkschaften ist es eine Ehrensache, die Kämpfe möglichst mit eigenen Mitteln und ohne Zuhilfenahme öffentlicher Sammlungen zu führen. Wenn nun auch die Sammlungen mehr und mehr eingeschränkt werden, ganz verschwinden werden dieselben nicht, denn darauf unter allen Umständen zu verzichten, wird, solange Streiks zu führen sind, nicht gut möglich sein.

Abzüglich der für Streiks gesammelten Gelder betrug die Gesamteinnahme der Kartelle 672 545 Mark. Der in den Kassen der Kartelle zu Beginn des Jahres vorhandene Kassenbestand betrug 297 100 Mark, sodaß den Kartellen insgesamt eine Summe von 969 645 Mark für die laufenden Ausgaben zur Verfügung stand. Die gesamten Ausgaben beliefen sich auf 559 981 Mark, und soweit festgestellt werden konnte, war am Schlusse des Jahres 1906 ein Gesamtbestand von 429 763 Mark vorhanden. Es wurden ausgegeben für Agitation 66 777 Mark, für Arbeitervertreterwahlen 22 374 Mark, für Gewerkschaftshäuser und Versammlungssäle 50 682 Mark, für Herbergen und Arbeitsnachweise 5263 Mark, für Arbeitersekretariate, Auskunftsbureaus, Bibliotheken und Lesehallen 157 404 Mark, für Verwaltung, worunter auch teilweise die Verwaltung der Arbeitersekretariate zu verstehen ist, 121 077 Mark und für Sonstiges 138 994 Mark. In der letzteren Summe sind 5080 Mk. für statistische Erhebungen gemachte Ausgaben enthalten.

Auf welchen Gebieten die Mehrzahl der Kartelle sich hervorragend betätigt, läßt sich am besten an den aufgewendeten Kosten ermessen. Der Agitation haben die Kartelle unzweifelhaft im letzten Jahre weit mehr Aufmerksamkeit zugewendet als in den Vorjahren. Wiederholt wiesen wir darauf hin, daß die Kartelle diese ihre Hauptaufgabe teilweise ungenügend, zum Teil gar nicht erfüllen, und mit Befriedigung können wir heute die eingetretene Besserung konstatieren. Ebenso sehen wir, daß die Kartelle sich immer mehr den Charakter als Erziehungsanstalten aneignen. Die Summen, die von den Kartellen für Auskunfterteilung, Bibliotheken und Lesehallen aufgewendet werden, sind rapid gestiegen. Während 1903 für diese Zwecke von 211 Kartellen 59 737 Mk. verausgabt wurden, haben 1906 331 Kartelle die Summe von 157 404 Mk. für solche Zwecke verwendet.

Die Kartelle der gegnerischen Gewerkschaften.

Unsere Kartelle haben der gegnerischen Gewerkschaftsbewegung im letzten Jahre jedenfalls eine größere Aufmerksamkeit zugewendet, als früher, das wird dadurch bewiesen, daß ihre Angaben bezüglich der Existenz christlicher Kartelle zuverlässig sind, was in den vorhergehenden Jahren nicht der Fall war. Es sind danach in 130 Orten neben unseren Kartellen auch christliche vorhanden, das besagt, daß in diesen Orten die christliche Bewegung zu einer gewissen Bedeutung gelangt ist. Über die Stärke der christlichen Kartelle sind unsere Genossen nur wenig informiert, denn nur 79 Kartelle waren in der Lage, Angaben über die Zahl der den christlichen Kartellen angeschlossenen Gewerkschaften machen zu können. Die Gesamtzahl der christlichen Gewerkschaften in 79 Kartellen beträgt 412. Christliche Arbeitersekretariate und Volksbureaus sind in 80 Kartellorten vorhanden. Diese haben sich seit 1905 nicht wesentlich vermehrt. Trotzdem muß man anerkennen, daß die Christlichen ihren Verhältnissen entsprechend auf diesem Gebiete das möglichste zu leisten suchen.

Die Zahl der Hirsch-Dunckerschen Ortsverbände wird auf 157 und die der dazu gehörigen Ortsvereine auf 559 angegeben. Auch diese Angaben dürften den tatsächlichen Verhältnissen ziemlich entsprechen. Von einem wesentlichen Fortschritt kann bei den Hirsch-Dunckerschen keine Rede mehr sein, ihre Zeit ist abgelaufen. Als Unterstützungskassen mögen sie noch lange bestehen, und im wirtschaftlichen Kampfe werden sie auch noch öfters von sich reden machen, indem ihre Mitglieder die Rolle der „Gelben" spielen dürfen, ohne

Es verausgabten für	1903		1904		1905		1906	
	Kartelle	Mark	Kartelle	Mark	Kartelle	Mark	Kartelle	Mark
Agitation	280	29 163	289	40 222	358	40 773	419	66 677
Arbeitervertreterwahlen	134	9 856	192	24 560	175	18 787	185	22 374
Statistische Erhebungen	38	2 042	38	2 711	50	2 295	70	5 080
Herbergen und Arbeitsnachweis	21	10 058	17	8 919	38	10 348	51	5 263
Gewerkschaftshäuser und Versammlungssäle	18	2 781	17	53 871	46	41 883	46	50 682
Auskunfterteilung, Bibliotheken und Lesehallen	211	59 737	208	62 003	292	128 632	331	157 404
Streiks (aus der Kartellkasse)	222	60 870	217	43 976	204	34 077	214	27 919
Verwaltung: Gehälter, Miete, Verwaltungsmaterial, Inserate usw.	315	66 652	299	89 246	381	95 391	408	121 077

Der Übel größtes ist die Schuld!

Roman von Friedrich Thieme.

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ich habe mir es gleich so erklärt."

„Die Verantwortung, die wir dem Staate und der Gesellschaft gegenüber auf uns geladen, ist wahrlich noch nicht das schlechteste an unserem Tun — aber diese Kreise, welche die Schuld außerdem zieht — das Unglück so wackerer Menschen zu verschulden und keine Hand rühren können zu ihrer Rettung —"

Er sank schluchzend auf den Bettrand, auf dem er gesessen, zurück.

„Vater weint", sagte der kleine Georg, erschrocken und seine kindlichen Tränen begannen ebenfalls zu fließen.

„Er weint, weil Du heute früh nicht gefolgt hast, Tschorsch", erklärte ihm die Mama den ungewohnten Vorgang. „Geh hinüber in die Stube, mein Bübchen, spiele mit dem Baukasten — ich komme dann und mache Licht."

Der Knabe trottete ab, worauf der erschütterte Vater fortfuhr:

„Dann noch mehr, was Du gar nicht bemerkt hast. Diese Reden, welche der betrunkene Lorcher führte, wie spitze Schwerter drangen sie in meine Brust! Nur ein paar Worte mehr —

Er hielt bestürzt inne, wider Willen war ihm Lorchers Name entschlüpft. Für Marie bedurfte es indessen keiner Ergänzung weiter.

„Der liederliche Mensch ist auch beteiligt? Ob der wohl bei etwas Schlimmen fehlt — und er hat fünf Kinderchen, der Nichtswürdige!"

„O Marie", schluchzte Georg, „ich habe auch Kinder! Er ist nicht mehr zu verurteilen als ich!"

Marie senkte stumm den Blick. Sie hatte keinen Vorwurf für ihren Mann beabsichtigt, aber sein empfindliches Gewissen strafte ihn auch in den Urteilen, die über andere gefällt wurden.

„Denkst Du noch daran", begann er nach einer Pause wieder, „wie ich Dir im ersten Jahre unserer Ehe einige Stücke von Schiller vorlas?"

„O, es waren die schönsten Abende, die wir verlebt haben", glühte sie auf.

„Ja, gewiß, teures Weib. Damals lasen wir den Satz: Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären! Ich entsinne mich, daß wir uns darüber unterhielten, wie die Worte zu verstehen seien. Jetzt fühle ich das ganz und gar, ich werde fast zu Boden gedrückt von ihrer Wucht! So eine Schuld steht wie ein Fluch über tausend ehrenhaften Menschen, die jede Stunde ungerecht in Verdacht geraten können. Was kann alles noch sich ereignen, das meine Last vermehrt und meine Qual vergrößert? Der gute Mohring kann sich das Leben nehmen, die arme Gertrud ins Wasser stürzen — alles kommt in mein Schuldbuch und das meiner Sündengenossen, sodaß der Mensch, welcher eine schlechte Tat begeht, wie derjenige erscheint, der einen Schneeball in die Tiefe wirft, der sich im Gleiten zur Lawine auswächst und vielleicht Städte und Dörfer vernichtet! Blind sehen wir stets nur den Anfang, den Ball, den unsere Hände formen — aber nicht die Folgen, die wir heraufbeschwören. So zieht unser Tun immer weitere Kreise, die sich uns wie eiserne Ringe um den Hals legen — und ein kleiner Fehl, der manchmal ganz harmlos aussah, nimmt weiterwirkend Form und Umfang eines grausigen Verbrechens an!"

„Du hast recht, armer, lieber Mann! Zum Glück ist es auch im Guten so — auch das Gute zieht seine Kreise und auch die gute Tat erweist sich fruchtbar und segenzeugend!"

„Das Schreckliche ist nur, daß soviel Unschuldige von den Folgen einer bösen Tat getroffen werden."

„So wie soviel Gute von den Folgen einer guten!"

„Ja ja, es ist das unerbittliche Gesetz der Natur, murmelte Georg düster. „Lohn und Strafe sind die natürlichen Wirkungen unseres Tuns, und die schwerste Strafe empfängt der Verbrecher wohl nicht durch das irdische Gesetz, sondern er nimmt sie entgegen in den Qualen, die er ausgesteht, wenn sein Verbrechen noch nicht entdeckt ist, er aber jeden Augenblick fürchten muß, es entdeckt zu sehen. Dann ist er wie ein Unglücklicher, den das Schicksal auf einen Vulkan ausgesetzt hat, der jede Minute seine Flammengarben aussenden kann — mit klopfendem Herzen, Angstschweiß auf der Stirn, erwartet er sein Geschick, immer hoffend, ihm vielleicht zu entgehen; jedes Geräusch verkündet ihm das nahende Verhängnis — er zittert vor seiner eigenen Stimme, vor seinen Gedanken, vor seinen Bewegungen! Überall wittert er Gefahren und Verrat! Marie, ich könnte ein Buch über diesen Gegenstand schreiben, so tief ist er mir zum Bewußtsein gekommen — es sind nicht etwa die bloßen Ergebnisse meines Nachdenkens, die ich Dir unterbreite — nein, es sind Tatsachen, die ich erlebt, empfunden habe! O mein Lieb, welchen Weg soll ich gehen? Was soll ich beginnen in meiner Verzweiflung?"

Marie prüfte ihr reines Herz, um eine Antwort auf diese Frage zu finden. Was konnte Georg tun? Sie hatte darüber schon seit Tagen unausgesetzt gebrütet — vielleicht wäre leicht eine Antwort gefunden worden, wenn sie die Frage so einfach gestellt hätte, wie sie jetzt tat — aber eine liebende Gattin stellt sie doch anders. Ihre Frage lautete: „Was kann Georg tun, ohne sich selber zu gefährden?" Und für diese ließ sich schwer eine Lösung ermitteln! Aber sollte sie selber ihrem Gatten den Rat geben, seinen Namen der Schande, seinen Körper dem Zuchthaus darzubieten? Die Ehre seiner Familie, seiner Kinder für immer preiszugeben? Das Herz wollte ihr zerspringen, wenn ein solcher Gedanke nur schattenhaft vor ihr auftauchte — sie wagte gar nicht ihn auszudenken!

„Du hast vergeblich an Deine ehemaligen Genossen appelliert?" begann sie nach einer Weile sinnend.

„Ganz vergeblich. Sie haben Herzen von Stahl und fühlen nur für sich allein!"

„Und wenn man der Polizei insgeheim die Wahrheit mitteilte, ohne jemand zu denunzieren, ohne sich selber zu nennen?"

„Ich habe den Genossen denselben Vorschlag gemacht und wurde sehr treffend darauf hingewiesen, daß man einer derartigen Zuschrift nicht den geringsten Wert beimessen würde."

Marie seufzte.

„Der Unschuldige muß gerettet, die Opfer erlöst werden", sagte sie plötzlich mit fester Stimme.

„Das ist auch meine Ansicht, Marie."

„Und ist es auch Dein unerschütterlicher Entschluß?"

„So wahr mir der Himmel helfe!"

„So darfst Du auch im Notfalle vor keiner Konsequenz zurückschrecken."

„Und Du — die Kinder — Deine Verwandten?"

„Daran hättest Du früher denken müssen. Denk an Mohring, seine Tochter und seine Verwandten. Ist es besser, daß die Unschuldigen die Schmach der Schuldigen tragen, als diese selbst?"

Georg schritt unentschlossen hin und her.

„Du vergissest, Marie, daß ich geschworen habe, meine Kameraden nicht zu verraten. Wenn ich hingehe und mich stelle, so breche ich meinen Eid!"

„Kannst Du nicht für Dich allein sprechen und dies auch begründen? Man kann ein solches Verhalten nur achten."

„Wird man mir auch glauben?"

„Übrigens — braucht man denn auch Verbrechern einen Eid zu halten? Ist hier das Brechen des Schwures nicht sittlicher als das Halten?"

von der Organisation dafür zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Jahr	Hirsch-Dunckersche			Christliche		
	Ortsverbände	Zahl der Ortsvereine	Sekretariate	Ortskartelle	angeschl. Gewerkschaften	Sekretar. od. Volksbureaus
1902	128	495	1	32	91	8
1903	137	548	3	42	160	13
1904	133	496	5	58	211	18
1905	145	430	15	94	356	74
1906	157	559	18	130	412	80

Über die Tätigkeit unserer Gewerkschaftskartelle im Jahre 1906 können wir uns im allgemeinen anerkennend aussprechen. Die Agitation, die Auskunfterteilung, das Bibliothekwesen, die Vorbereitungen für die Arbeitervertreterwahlen, das alles sind Aufgaben, die die Gewerkschaftskartelle im letzten Jahre nach Möglichkeit zu erfüllen gesucht haben, und der Erfolg wird die aufgewendete Arbeit reichlich lohnen. Wir können um so mehr der Tätigkeit der Gewerkschaftskartelle unsere Anerkennung zollen, als gerade die wichtigsten Gebiete besonders ins Auge gefaßt worden sind. Werden die Kartelle in dieser Weise sich weiter betätigen, so dürfen sie der weitgehendsten Unterstützung seitens der Gewerkschaften und der Vertretung ihrer Gesamtheit sicher sein.

L. Brunner.

Soziales und Parteileben.

Der Streik der Hoteldiener im Hotel „Bristol" zu Berlin ging verloren, da sich zu viele Arbeitswillige fanden.

Das Ende des oberschlesischen Bergarbeiterstreiks. In einer zahlreich besuchten Versammlung der streikenden Bergarbeiter, die im Königshütter Gewerkschaftslokal stattfand, wurde nach einem Vortrage des Redakteurs der „Bergarbeiter-Zeitung" in Bochum, Pokorny, und nach lebhafter Debatte folgende Resolution fast einstimmig angenommen: „In Erwägung: 1. daß ein großer Teil der Streikenden die Arbeit wieder aufgenommen hat, und zwar unter dem Einfluß der streikbrecherischen Tätigkeit der katholischen Bergarbeiterorganisation, der Quertreibereien des Beuthener „christlichen Arbeitervereins zur gegenseitigen Hilfe," der polnisch-nationalen Zeitungen und Agitatoren von der Art Korfantys sowie des Mangels an Organisation der Streikenden; 2. daß der Streik berechtigte Ursache hatte, die auch weiterhin bestehen bleibe, als Not, schlechte Löhne, lange Arbeitszeit, ungeheure Unfallziffern und unmenschliche Behandlung der Arbeiter, beschließen die Versammelten: 1. den Streik zur Zeit abzubrechen; 3. mit aller Energie darauf hinzuwirken, die Reihen des Bergarbeiterverbandes zu stärken, da die Schaffung einer starken und einheitlichen Organisation der einzige Weg ist, um den zukünftigen allgemeinen oberschlesischen Bergarbeiterstreik erfolgreich durchzuführen."

Der Kampf der Tabakarbeiter in Gießen dauert nun schon neun Wochen. Die Fabrikanten reisen in ganz Süddeutschland herum und suchen in den Dörfern Arbeitswillige aufzutreiben, die mit den von ihnen gezahlten Schundlöhnen zufrieden sind. Man sollte es nicht für möglich halten, daß sich für die paar Pfennige — 36 Pfg. für Zigarren und 18 Pfg. für Wickel (pro 100 Stück!) — die man nicht einmal als Trinkgelder, geschweige denn als Löhne gelten lassen kann, Leute finden, die den Ausgesperrten in den Rücken fallen. Es ist den Fabrikanten aber doch geglückt, in einigen Orten Heimarbeiter zu finden, die auf ihr Anerbieten eingingen. Viel werden sie freilich ihren Auftraggebern nicht nützen können, da sie selbst zum großen Teil erst angelernt werden müssen. Der Kampfesmut der Ausgesperrten ist noch ungebrochen; eine große Zahl ist abgereist und viele gehen zu anderen Berufen über, in denen sie mehr verdienen, als bei den ausbeutungswütigen Gießener Fabrikanten. Wenn die organisierte Arbeiterschaft den Ausgesperrten ihre moralische und finanzielle Unterstützung auch ferner leiht, muß es gelingen, den brutalen Anschlag der Zigarrenfabrikanten auf die Organisation der Tabakarbeiter abzuschlagen.

Ärztlicher Generalstreik. Nach dem Protokoll über die Verhandlungen des letzten deutschen Ärztetages in Münster haben die Ärzte gewaltig in die Kriegsdrommete gegen die Krankenkassen und die Gesetzgeber geblasen. Herr Dr. med. Goetz-Leipzig-Plagwitz schoß unter anderem wie folgt los: „Wenn das neue Krankenversicherungsgesetz nicht nach dem Wunsche der Ärzte-Zünfte ausfällt — dann „bleibt uns nichts übrig als der früher schon einmal in Aussicht gestellte Generalstreik. Das mögen die Herren von der Regierung und insbesondere auch die Herren Parlamentarier sich nur ganz fest einprägen. Selbst auf die Gefahr hin, daß wir mit einem beschlossenen Gesetze in Widerspruch kommen, dürfen wir mit keiner Kasse (die nicht ganz so tanzt, wie die Ärzte-Zünfte pfeifen) Verträge abschließen. Es muß für standesunwürdig erklärt werden, mit derartigen Kassen überhaupt zu arbeiten. . . . Reichstag und Regierung mögen sich hüten, die Probe auf das Exempel zu machen." — Also die draufgängerischen ärztlichen Fanatiker für freie Arztwahl wollen selbst die Gesetze nicht respektieren, wenn's ihnen nicht in den Kram paßt. Ein reizendes Geständnis!

Der amerikanische Telegraphistenstreik. Swall, der Präsident des Telegraphistenverbandes, kündigte den Generalstreik an für den Fall, daß bis Dienstag keine Einigung erreicht würde. Auch benachrichtigte er den Kommissar für das Arbeitswesen, Neill, daß der Verband in die Wiederaufnahme der Arbeit willigen würde, wenn die Regierung nachdrücklichst dafür eintrete, daß die Beschwerden der Beamten untersucht und durch schiedsrichterlichen Spruch erledigt würden.

Zum dritten Mal. Die Gemeindewähler in Hohenölsen (Reuß j. L.) haben am Sonnabend bei der Neuwahl eines Gemeindevorstehers den kürzlich von der Greizer Regierung seines Amtes enthobenen bisherigen Vorsteher, Genossen Hermann Herzog, mit großer Majorität wiedergewählt. Herzog, der sein Amt bereits längere Zeit zur Zufriedenheit der Gemeindebürger ausgeübt hatte, war lediglich wegen seiner Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie „abgesetzt" worden. Da die Amtsenthebung durch die Regierungspresse als eine Maßregel hingestellt wurde, die von den Gemeindebürgern gebilligt würde, ist die Blamage der Greizer Regierungsperrücken um so größer.

Opfer antisemitischer Provokationen. Die Reichslügenverbändler haben einige ihrer schofelsten Tricks dem Arsenal der Antisemiten entlehnt, so den, in ihren Versammlungen die anwesenden Arbeiter in der ruppigsten Weise zu provozieren und dann über „sozialdemokratischen Terrorismus" zu schreiben und zu schreien, wenn auf die Provokationen reagiert wird. Die Liebertgardisten haben ein gewisses System in die Fruktifizierung solcher Terrorismusfälle gebracht und da die ehrenwerte Gesellschaft viele Hundert Zeitungen zur Verfügung hat, so wälzt sich Tag für Tag eine große Verleumdungsschlammflut durch den gutgesinnten Blätterwald. In der „Fruktifizierung" des „sozialdemokratischen Terrorismus" haben es die Reichsverbändler also zu wirklich erstaunlicher Meisterschaft gebracht. Dagegen sind nach den Erfahrungen, die wir hier und in den Nachbarwahlkreisen haben sammeln können, in bezug auf die Kunstfertigkeit im Provozieren die Antisemiten den Durchschnittsreichsverbändlern immer noch entschieden über. Das ist wohl auf die vieljährige Übung zurückzuführen. Jedenfalls veranlaßten die vielen Erfahrungen, die wir mit den Antisemiten gemacht hatten, den Kasseler Parteivorstand zur fortgesetzten Warnung vor dem Besuch ihrer Versammlungen. Im allgemeinen sind diese Warnungen auch befolgt worden, zwei Arbeiter in Allendorf a. d. Werra, die eine antisemitische Versammlung besuchten, müssen es bitter büßen. Im Januar d. J. hielt der Abg. Raab in Allendorf eine Versammlung ab. Auf Grund seiner Ausführungen kam es zu Zwischenrufen und infolgedessen zu dem in antisemitischen Versammlungen üblichen Spektakel. Der Gendarm löste schließlich die Versammlung auf und griff energisch ein, um den Saal zu räumen. Im Korridor kam es zu einer regelrechten Drängelei und Balgerei, in deren Verlauf dem Gendarmen an die Kehle gegriffen worden ist. Das veranlaßte ihn, den Säbel zu ziehen und auf den Arbeiter A. einzuschlagen. Dieser erlitt mehrere Verletzungen am Arm. Wie gewöhnlich, so ging es auch hier: eine Anklage wegen Körperverletzung und Widerstandes gegen die Staatsgewalt wurde erhoben. Resultat: ein Arbeiter G. erhielt einen Monat, der Arbeiter A. ein Jahr Gefängnis!: Die Reichsverbandspresse stellt nun die bedauernswerten Opfer antisemitischer Provokationen als Opfer des sozialdemokratischen Parteifanatismus hin, einen freigesprochenen Angeklagten Br. nennt sie den „sozialdemokratischen Agitator „B.", der der „Hauptkrakeeler" war usw. Demgegenüber sei festgestellt: dieser „sozialdemokratische Agitator B." ist ein in Parteikreisen vollkommen unbekannter fremder Nähmaschinenreisender, die verurteilten Arbeiter A. und G. sind weder politisch noch gewerkschaftlich organisiert, keiner von beiden ist Leser der Parteipresse. Beide sind vollkommen ungeschulte Arbeiter. Wir stellen das wahrheitsgemäß fest, bezweifeln indessen nicht im geringsten, daß der Schwindel von den „sozialdemokratischen" Versammlungsstörern, die ihrem „Parteifanatismus" zum Opfer gefallen sein sollen, die Runde durch die gesamte Presse des Reichslügenverbandes machen wird.

Eine Erklärung des Parteivorstandes zum preußischen Wahlrechtskampf. In der Generalversammlung des Verbandes der Wahlvereine von Groß-Berlin, die am Sonntag stattfand, nahm Genosse Singer außerhalb der Tagesordnung zu einer kurzen Rede das Wort, in der er im Namen des Parteivorstandes etwa Folgendes erklärte:

Der sozialdemokratische Parteivorstand ist fest entschlossen, bürgerliche Parteien, die ehrlich und entschieden in den Kampf um das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht zu den preußischen Landtagswahlen eintreten, hierbei mit allen Kräften zu unterstützen. Der Parteivorstand und mit ihm die ganze Partei sind aber ebenso fest entschlossen, Vorschläge zur Reformierung des Wahlrechts im Zeichen des Blocks, wie solche in der letzten Zeit bekannt geworden, aufs äußerste zu bekämpfen. In diesem Kampfe müssen alle Kräfte aufgeboten werden. Die Sozialdemokratie Preußens ist sich der Unterstützung aller Bruderparteien sicher. Man muß das Beispiel der österreichischen Bruderpartei nachahmen, selbstverständlich unter Berücksichtigung der vielfach anders liegenden preußischen Verhältnisse. Der Parteivorstand ist an der Arbeit, um die Bewegung rasch und energisch mit lebhaften Demonstrationen wieder aufzunehmen.

Die Versammlung beantwortete diese Erklärung des Genossen Singer mit stürmischen, vielfach sich erneuendem Beifall.

Der klagende Afrika-Heros. Dr. Karl Peters hat Privatklage gegen den früheren verantwortlichen Redakteur der „Leipziger Volkszeitung", Hermann Müller, angestrengt. Peters fühlt sich wegen einiger der im Bericht über den Münchener Petersprozeß enthaltenen Wendungen beleidigt.

Aus dem Gerichtssaal.

Ein Automobilheld vor Gericht. Der amerikanische Student Simon, der am 9. Juli zwischen Woltersdorf und Luckenwalde die Witwe Schulz mit einem Automobil überfuhr und dadurch tötete, wurde am Sonnabend vom Landgericht Potsdam zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Der Staatsanwalt hatte ein Jahr Gefängnis beantragt.

Die tote Maus im Wurstkessel. Mit der Regensburger Wurstindustrie — d. h. mit einem Falle krasser Schweinerei — beschäftigte sich das Reichsgericht. Das Landgericht Regensburg hat vor einiger Zeit die Besitzerin der berühmten Wurstküche, Schricke, zu vierzehn Tagen Gefängnis und 300 Mark Geldstrafe verurteilt wegen Vergehens gegen das Nahrungsmittelgesetz. In dem Gefäße, in dem die Würste und Fleisch gekocht wurden, fand nämlich die Dienstmagd K. eine tote gekochte Maus. Die Angeklagte Sch. fragte sie, ob es jemand gesehen habe und setzte, als dies verneint wurde, die Würste den Gästen vor. Der Angeklagten, so heißt es im Urteile, konnte es nicht entgehen, daß die Würste, die gleichzeitig mit einer Maus gewärmt worden waren, ekelerregend erschienen. In ihrer Revision behauptete die Angeklagte, es sei weder die Verdorbenheit noch ihr Bewußtsein davon festgestellt. — Das Reichsgericht verwarf die Revision, da zur Anwendung des Gesetzes die Feststellung genügt, daß die Würste ekelerregend waren.

Auch ein Bild sozialen Elends entrollte eine Verhandlung gegen die seit zwei Jahren eheverlassene Frau Frieda W., die sich vor dem Rixdorfer Schöffengericht wegen Unterschlagung zu verantworten hatte. Die Angeklagte, die schon einmal wegen einer Unterschlagung zu 30 M. Geldstrafe verurteilt worden ist und seit zwei Jahren in beständiger Not lebt, weil sie für einen jetzt siebenjährigen Sohn zu sorgen hat, war im Juli bei der Firma Kämmerer, gegen einen wöchentlichen Lohn von — 9 M. vorübergehend angestellt. Mit ihr zusammen war eine Arbeiterin M. angestellt, die am Sonnabend, den 7. Juli, bei der Löhnung nicht zugegen war. Der Buchhalter der Firma Kämmerer, namens Kunstmann, händigte deshalb den 9 Mark (!) betragenden Wochenlohn der M. der Angeklagten aus, damit sie ihn der M. überbringe. Die Angeklagte W. befand sich jedoch gerade in allergrößter Not, da sie für ihr blutarmes Kind Milch beschaffen mußte und auch sonst Wochenschulden hatte. Sie verbrauchte daher den Lohn der M. für den Lebensunterhalt. Der Amtsanwalt beantragte drei Wochen Gefängnis. Das Urteil lautete auf zehn Tage Gefängnis.

Aus Nah und Fern.

Bootsunfall auf der Oder. Am Sonnabend abend schlug bei Neusalz a. d. Oder ein mit mehreren Personen besetztes Boot um; 2 Insassen ertranken.

Bergmannslos. Die „Kölnische Volkszeitung" meldet aus Bochum: Auf der Zeche Pluto bei Röhlinghausen wurde im Schacht 5 bei der Mittagsschicht infolge zu frühen Losgehens eines Schusses ein Bergmann getötet. 9 Arbeiter wurden teils schwer, teils leicht verletzt.

Ein netter Bürgermeister. Die Gendarmerie überraschte den Bürgermeister Stöberl von Seeborn bei Neuburg v. W., wie er gemeinschaftlich mit neun anderen Ortseinwohnern, meist vermöglichen Ökonomen, mit Fackellicht und Stecheisen Zandern aus dem Schwarzachfluße stahl. Die Fische wurden vom oberpfälzischen Fischereiverein mit großen Kosten eingesetzt; ihr Fang ist bis zum Jahre 1910 überhaupt verboten worden.

Einer Meldung aus Südwestafrika zufolge erschoß sich der Gefreite Walter Panten von der Kompagnie Moliere, geboren am 15. August 1888 zu Berlin, früher im Infanterieregiment 172, am 6. August am Aruabberge durch einen Unglücksfall.

Vom Blitz erschlagen. Der Wiener Professor Teufelberger wurde in der Sommerfrische Friedberg im Böhmerwalde von einem Blitzschlage getötet. Die Frau und zwei Töchter des Professors, welche gleichfalls vom Blitze getroffen wurden, liegen schwer krank darnieder.

86 Häuser eingeäschert. In der Ortschaft Gnedza (Zipser Komitat) wurden nach einer Budapester Meldung 86 Häuser mit den Nebengebäuden eingeäschert. 120 Familien sind ihrer Habe beraubt. Der Schaden beträgt einige Millionen Kronen.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co.
Sämtlich in Lübeck.

„Darüber habe ich auch schon nachgedacht. Ich finde keine Antwort hierauf, als die eben in den Dingen selber liegt. Mein Inneres empört sich gegen einen derartigen Wortbruch — ist das nicht Beweis genug, daß er nicht recht ist?"

„Unser Gefühl ist nicht immer der unparteiischste Richter über Recht und Unrecht," erwiderte die junge Frau nach einigem Überlegen.

„Möglich — soweit die Anschauungen anderer Menschen in Betracht kommen. Aber ich selber muß doch mit meinen Empfindungen rechnen. Handele ich dagegen, so quälen sie mich. Ich habe freiwillig versprochen, was ich jetzt brechen will, das ist doch unter allen Umständen ein Schurkenstreich. Ich hätte nicht schwören dürfen, wenn ich mein Wort nicht halten wollte. Nur weil sie meiner Ehrenhaftigkeit vertrauten, haben sich meine Genossen in meine Hand gegeben."

„Sehr wahr, Georg. Also kann die Rede nur von Dir allein sein!"

„Und wenn ich dadurch nur erziele, daß ich mich ins Unglück stürze, ohne den übrigen zu nützen? Man wird mir vielleicht nicht glauben, oder doch gerade erst recht annehmen, daß Mohring daran beteiligt ist, da wir so gut bekannt sind — dann ist weder ihm noch Greten geholfen, noch auch Gertrud Schodler, da ich weder Farnkoff noch ihren Vater verraten darf —"

„Aber Du hast Deine Seele befreit, Georg!"

Er blieb vor ihr stehen, mit totblassem Antlitz, fest zusammengezogenen Brauen, aufeinander gepreßten Lippen, schwer arbeitender Brust.

„Weil Du das sagst, Marie," rang es sich endlich aus seinem Munde, „so muß es gut sein! Du kannst mir nichts anderes als Gutes und Wahres sagen! Indessen —" er schlug mit der linken Hand ungestüm auf sein Herz — „Marie — indessen — Du handelst wie der Vater, der seinem eigenen Sohn die Pistole in die Hand drückt und zu ihm spricht: Schieß Dir eine Kugel vor den Kopf! Ist es nicht hart, nicht unerbittlich?"

„Es ist die Sühne, die das Vorhergegangene notwendig erfordert, Georg," erwiderte sie, unendliches Mitleid in den blauen Augen. „Glaut nicht, daß es mir leicht fällt, so zu reden. Ich bin Dein zweites Ich. Du bist der Vater meiner Kinder — noch mehr, Du bist der Mann meiner Liebe, meines Herzens! Was Dir geschieht, geschieht auch mir — ich trage Deinen Namen und mit Dir die Folgen Deiner Handlungen. Die Schande, die Dein Haupt trifft, fällt doppelt auf mich, da ich meine Stirn täglich und offen den Menschen zeigen muß, wenn Du wenigstens da bist, wo Dich niemand sieht, als Leute, schuldig gleich Dir, die Dich nicht um Deines Fehlers willen verachten, ja, die womöglich noch mit Bewunderung von Dir reden und zu Dir aufblicken. Wo ich aber stehe und gehe, wird man mit Fingern auf mich deuten und flüstern: Da geht die Frau des Zuchthäuslers!"

Ihre Kraft reichte nicht länger aus, ihr Kopf sank in ihre Hand, sie weinte bitterlich. Georg legte reuvoll seine Wange an die ihre.

„Meine Marie — Du hast recht — sprichst mehr Dein Urteil als meines. O — Gott, — Gott!" stöhnte er, „warum bin ich so schwach! Marie, ich habe nicht den Mut, zu tun, was Du mir rätst! Ist es geschehen, so ist alle Hoffnung vorbei, ich bin der Schmach und Strafe verfallen — während ich so immer noch mit der Möglichkeit rechnen kann, daß alles ohne äußere Wirkungen vorüber geht!"

„Und Mohring?"

„Vielleicht setzt man ihn nach einigen Tagen wieder in Freiheit, wenn seine Unschuld sich herausgestellt hat —"

„Und Gertrud Schodler?"

Georg blickte verlegen nach der Decke. Dann stammelte er: „Ich könnte Farnkoff durch einen anonymen Brief davor warnen, das arme Kind zu zwingen — ihm andernfalls mit Enthüllung drohen —". „Aber wenn alles fruchtlos bleibt —".

„Wenn die Dinge eine schlimme Wendung nehmen, so bleibt mir noch immer Zeit, den Schritt zu tun, den Du mir als unvermeidlich bezeichnest."

„Doch wenn inzwischen weiteres Unglück geschieht?"

„Nein, nein, so hart wird Gott mich nicht strafen," murmelte der Spielwarenfabrikant erschüttert. „Laß mir nur noch kurze Frist, Marie — nur wenige Tage oder einen Tag — ich muß erst mit mir ganz ins reine kommen. Man soll auch nicht unüberlegt handeln."

„Du hast mir aber erklärt, Dein Entschluß sein unerschütterlich gefaßt."

„Das ist er auch — aber eine Gnadenfrist — um Gotteswillen, Marie, wie würdest Du Dir Vorwürfe machen, wenn dann das große Opfer umsonst gewesen wäre? Wenn alles sich auch so zum Besten gewendet hätte? Und Dein Mann läge dann im Zuchthaus — entsetzlich!"

(Fortsetzung folgt.)

und mit etwas stärkerem Druck angelegt wird, alles Dinge, die ganz zwingend darauf hinweisen, daß der Knorpel der Ohrmuschel nicht etwa Schallwellen in der Luft reflektiert, sondern daß er selbst in Schwingungen gerät und diese Schwingungen auf dem Wege fester Leiter dem Mittelohr übermittelt. Dafür spricht mit aller Bestimmtheit noch eine weitere Abänderung des Versuchs. Legt man die Hand nicht mit dem Daumen ans Ohr, sondern mit dem Kleinfinger, sodaß also die Hohlhand nicht schräg nach vorn, sondern schräg nach hinten gerichtet ist, möglichst unzweckmäßig also für die Fortleitung von Schallwellen in den Gehörgang, so tritt die bedeutende Schallverstärkung dennoch ein. Die Deutung dieser Versuche ist so einfach wie jene selbst. Die Ohrmuschel wird durch Schallwellen in Schwingungen versetzt und leitet sie durch feste Körper dem Trommelfell zu. Die angelegte Hand vergrößert die Ohrmuschel, sodaß mehr Schallwellen zur Wirksamkeit gelangen. Die Luftleitung ist für das Hören recht unwesentlich. So kann man recht gut hören, wenn der Gehörgang verstopft ist. Falls nicht davon das Trommelfell selbst berührt und am Schwingen verhindert wird, merken die Leute gar nicht, daß sie „verstopfte Ohren" haben. Offenbar reicht hier die Schallleitung: Ohrmuschel-Knorpel-Knochen-Trommelfell vollkommen zu einem noch normalen Hören hin. Damit ist der Ohrmuschel eine neue und recht beträchtliche Bedeutung für das Hören zuzuerkennen.

Die „Erforschung" der Liebe.

Die amerikanische Wissenschaft ist an die Aufgabe herangetreten, das Wesen der Liebe wissenschaftlich festzustellen. Der Präsident der Clark-Universität zu Worcester, Professor G. Stanley Hall, der schon vor einigen Jahren ein Werk über die Psychologie der Jünglingszeit veröffentlicht hat, hat es sich nun zum Ziel gesetzt, die Liebe zu ergründen. Er beginnt damit, wie der „Hannoversche Kurier" mitteilt, die körperlichen Eigenschaften systematisch aufzuzählen, die gewissermaßen als Liebeserreger in erster Linie in Betracht kommen. „Die Rangordnung der am meisten bewunderten Eigenschaften, die sowohl bei jungen Männern wie Frauen ins Gewicht fallen, sind: Augen, Haar, Figur und Haltung, Brauen, Teint, Wangen, Kopfform, Hals, Ohren, Kinn, Hände, Nacken, Nase, Nägel, und selbst Finger und auch die Gesichtsform." In Drews Untersuchung von 356 Liebesgedichten von Studenten stehen ebenfalls Augen und Haar an der Spitze. In ihnen spielen auch Küsse, Träume, Schmollen, Seufzer, Lächeln, Gesang und selbst das Zahnfleisch eine bedeutsame Rolle als Anziehungsmittel. Im weiteren Verlauf seiner Untersuchung berührt Professor Hall auch die Wirkungen der Kleidung. In der Art, sich zu kleiden, ist wiederum das Haar zuerst zu nennen; seine Länge, seine Anordnung, Locken usw. werden besonders erwähnt. Ringe, Armbänder Spitzen und Schleifen bei den Mädchen werden von den Männern besonders beachtet; die Mädchen achten bei den Männern auf gutsitzende Anzüge, insbesondere auf Schultern- und Westensitz. Spazierstöcke, Augengläser, Pelze, Kragen, weiße Wäsche, besondere Hutformen, ja selbst Regenschirme, die Art, die Uhrkette zu tragen, Locken haben ihre besonderen Anziehungskräfte. Als besonders verabscheut registriert der Gelehrte: hervortretende oder tiefliegende Augenlieder, abstehende Ohren, zusammenstoßende Brauen, breite oder lange Füße, hohe Backenknochen, helle Augen, lange Nase, kleine Gestalt, langer Hals, rotes Haar usw. Besonders hemmend für das Erwachen der Liebe sind auch Schnupfen, Lispeln, Augenrollen, rauhe Stimme, sarkastisches Lächeln, taktloses Lachen, ungeschickte Bewegungen. Professor Hall bleibt nicht bei der systematischen Aufzählung und ranggemäßen Einordnung der liebeerregenden oder liebeverhindernden Einzelheiten stehen. Er stellt fest, daß die einzelnen Reize oft sich von ihrer Bestimmung loslösen und zum Selbstzweck werden, und erläutert die krankhaften Entartungen, denen die Liebe ausgesetzt ist. Zum Schluß stellt er auch fest, daß die Liebe Seele und Körper umschließen könne. „Die Tatsache, daß die Frau körperlichen Unförmigkeiten weniger ausgesetzt ist als der Mann, macht es dem Manne leicht, in seiner erwählten Helena ihr ganzes Geschlecht zu sehen. Jeder Teil ihres Körpers oder ihres Geistes übt seine Anziehungskraft . . . Jedes Geschlecht ist sich seiner guten Eigenschaften bewußt; noch mehr aber der des anderen." — Nun wissen wir's!

Von der Schönheit der Kinder.

Lombroso plaudert in einem interessanten Artikel über die Vergänglichkeit der Schönheit und berücksichtigt dabei auch die Schönheit der Kinder. Wir entnehmen dem Artikel nachfolgende interessante Details: Wenn man eine Kindergruppe ansieht, sollte man glauben, die Menschheit sei in einer stets wachsenden Entwicklung der Schönheit begriffen, denn fast überall treten uns bei Kindern schöne und reine Formen entgegen. Aber wenn man die Erwachsenen betrachtet, dann ist trotz der schönen Hoffnungen die Zahl der Apollos und Venus eine äußerst geringe. Der Grund liegt darin, daß eine große Anzahl der Organe mit dem Wachsen des Kindes eine Veränderung durchmacht. Bei den meisten Kindern fallen uns die großen Augen auf, die so erstaunt in die Welt blicken. Wie selten aber ist es, daß ein Erwachsener diese großen Augen hat. Das kommt daher, daß das Auge eines der Organe ist, das zuerst seine volle Entwicklung erreicht. Mit 7 Jahren haben die Augen ihre volle Größe erlangt, während das Gesicht noch lange weiter wächst. Es ist daher klar, daß Kinder, die von Natur aus Anlagen zu einem großen oder gar zu einem fetten Gesicht haben, in erwachsenem Zustand nur ganz kleine Äuglein haben werden. Ein andres Organ, dessen Entwicklung oft unangenehme Überraschungen zeitigt, ist die Nase. Im Gegensatz zu den Augen hat die Nase die Tendenz, die Vorherrschaft im Gesicht zu erlangen. In anbetracht dieser Tatsache bildet die entwickelte Nase bei einem Kinde eine schwere Gefahr, da sie sich im Laufe der Entwicklungsjahre zu einem wenig ästhetischen Riechorgan ausbildet. Die schöne griechische Nase kann nur das Produkt eines kleinen und schmalen Näschens des Kindes sein. Auch der Mund artet gewöhnlich nach der häßlichen Seite aus, und zwar meistens unter dem Einfluß der Bitterkeiten und Leidenschaften des Lebens.

Impfschädigung.

Über eine tötlich verlaufene Impfung berichtet die „Hildesheimer Allgem. Zeitung" in ihrer Nummer vom 11. Juli ds. Js. wie folgt: „Schwiecheldt, 9. Juli. An den Folgen der Impfung ist hier das elf Monate alte Kind eines Handelsmannes gestorben. Das Kind ist gleich nach dem Impfen erblindet und besinnungslos geworden. Der Regierungspräsident in Hildesheim hat bereits Bericht eingefordert." Hoffentlich erfährt das Publikum auch recht bald etwas über das Ergebnis der Untersuchung. Daß solche Fälle überhaupt vorkommen, beweist, daß die absolute Unschädlichkeit der Impfung, die immer verkündet wird, doch nicht ohne weiteres feststeht. (Aus dem „Korrespondenzblatt für öffentliche Gesundheitspflege".)

Humoristisches.

Die Gewöhnung. Der neue Bezirksamtmann hat seine Bürgermeister um sich versammelt, um ihnen gesprächsweise beizubringen, daß er ein etwas strengeres Regiment in Gemeindesachen führen werde als sein Vorgänger. „Ja, meine Herren, es läßt sich nicht mehr umgehen — es muß von nun an alles genau nach Vorschrift gemacht; insbesondere müssen auch die vorgeschriebenen Termine genau eingehalten werden. Bei einigem guten Willen läßt es sich ganz leicht machen, wenn es auch vielleicht anfangs Schwierigkeiten geben sollte — es gewöhnt sich dann schon!" — Bürgermeister: „Ganz richtig, Herr Bezirksamtmann! Was für Schwierigkeiten hat es anfangs bei Ihrem Herrn Vorgänger mit uns gegeben, und wie schön hat er sich dann mit der Zeit analles gewöhnt!"

Noble Belohnung. Hausherr (zu den Klaviertransporteuren, die auf ein Trinkgeld warten): „Sie haben sich ordentlich angestrengt, meine Herren . . . Lucie, mein Kind, spiel' den Herren dafür 'mal die Ouvertüre aus 'm Tannhäuser"!" („Flieg. Blätter".)

Verführerisch. Direktor des Flohtheaters (zur Zuschauerin): „Treten Sie etwas zurück, Fräulein; mein erster Liebhaber hat schon ein Auge auf Sie!"

Vom Kasernenhof. Unteroffizier: „Einjähriger, grinsen Sie nicht so ironisch wie ein Abstinenzler, dem der Doktor das Bier verbietet." („Meggendorfer Blätter.")

Zwei Dutzend Bedürfnisanstalten sind auf dem unermeßlichen Terrain von Südafrika errichtet worden. Selbst derjenige, der sie bei anhaltender Kolik sämtlich aufsuchen müßte, würde alle zusammen in drei Tagen absolvieren können, wenn er ausschließlich unsere neukonstruierten Wagen „Heidi" fährt. Unser Fabrikat ist das einzige, mit dem man nicht langsamer fahren kann als 95 Kilometer pro Stunde!

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co.

Wöchentliches
Unterhaltungsblatt des Lübecker Volksboten.

Nr. 33. Mittwoch, den 14. August 1907.

Die Geschichte einer Flucht.

Von Gustav Rouanet,
Mitglied der französischen Deputiertenkammer.
Berechtigte deutsche Übersetzung.

(8. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

Frei!

Der Morgen des Mittwochs war lang. Ob wohl der Korse oder Janin die Wache haben würde? Nein. Sie hatten sie weder an diesem Tage noch an dem darauf folgenden Sonnabend. Und die Tage und die Nächte vergingen damals so entsetzlich langsam. Mein Nachbar Gras war sehr erregt. Er litt für sich und für Dhenin, der immer schwächer wurde. Ich bemühte mich ihn zu beruhigen. Es war meine beständige Furcht, daß er aus Verzweiflung irgend eine Gewalttat verüben würde, die unseren Fluchtplan zu Schanden gemacht hätte. Ich selbst war sehr niedergeschlagen. Meine Freunde unter den Wachmannschaften hatten immer größere Schwierigkeiten zu überwinden, um mir ein wenig Nahrung zuzustecken. Die Morgenröte der Freiheit, die mir einen Augenblick lang erschienen war, verblaßte wieder, während Tag auf Tag verstrich, eine kalte Nacht der andern folgte. Die Verzweiflung packte mich. Schließlich verfluchte ich unsere Pläne. Ich sehnte mich wieder nach der Ruhe der voraufgegangenen Wochen und Monate, als ich zwar ohne Hoffnung, aber auch ohne Erwartung lebte, und doch konnte ich meine Gedanken von diesen Plänen nicht abwenden, konnte nicht hindern, daß ich unaufhörlich daran dachte.

Zehn Tage verstrichen so im ewigen Wechsel zwischen Hoffnung und Enttäuschung. Am Sonnabend nachmittag wurde die Tür des Zellenhofes geöffnet und das erste Schloß in dem man einen Schlüssel umdrehte, war das Schloß des „schwarzen Lochs". Sergeant Janin hatte Dienst. Sein Gesicht zeigte seine gewöhnliche Düsterheit: aber sein Auge schien mir an diesem Tage durch ein wärmeres Mitgefühl als sonst verschleiert zu sein. Er sprach mich an: „Wollen Sie nicht ein bißchen herauskommen?"

Ich war auf das Tiefste bewegt. Meinen Kopf senkte ich, um seinen Blick zu vermeiden. Aber diese Skrupel dauerten nur sekundenlang. Ein Gedanke beherrschte mich: ich wollte frei sein! So trat ich hinaus in den Hof. Er öffnete meine Nachbarzelle und ich machte endlich die Bekanntschaft meines Nachbars. Er war ein Bursche von mittlerer Größe, mit strammen Gliedern und lebhaftem, heiterem Blick.

Während Janin ohne sich um uns zu kümmern Dhenins Zelle öffnete, trat Gras rasch an mich heran und flüsterte mir ins Ohr: „Gehen wir los?" Ich antwortete ihm durch ein entschlossenes Kopfnicken. Die dritte Zelle tat sich auf, Gras wandte sich um und stieß einen Schrei des Mitleids aus, als er Dhenin sah. Das war kein Mensch mehr, das war nur noch ein Skelett, was da erschien. Man stelle sich einen großen, wageren Menschen vor, mit krummgebogenen Schultern, langen, durch die Gewohnheit des zusammengekauerten Sitzens in der Zelle einwärtsgebogenen Beinen, mit Armen, die aussahen, wie die vorderen Glieder eines Gurillas. Die Ärmel seines Hemdes waren viel zu kurz und ließen seine Unterarme bloß, an denen die Adern und die Muskeln scharf hervortraten. Der ganze Körper war von erschreckender Magerkeit. Dhenin konnte nur mit Mühe marschieren, seine Knie schlotterten und alle Augenblick erschütterte ein trockenes Husten seinen armen knochigen, blutleeren und fröstelnden Körper.

Gras reichte ihm tief ergriffen seine Hand und sprach: „Armer Kerl!"

„Ja, es geht mir nicht gut . . . . . Nun sitze ich schon monatelang da!" sagte Dhenin mit zitternder Stimme, während ein Lächeln über die kummervollen Züge seines pergamentenen Gesichtes zuckte.

Sergeant Janin schaute ihn mit einem Blick tiefsten Mitleids an, seufzte und schritt dann auf eine andere Zelle zu. Als er auch die geöffnet hatte, folgten wir ihm im Hof nach der Tür, die zum Gefängnis führte.

Gras, Dhenin und ich gingen als die letzten. „Achtung!" ster zeigen . . . da, da unten — es ist groß genug, daß ein Mensch sich durchzwängen kann."

Ich kannte das Schlupfloch wohl, hatte aber noch niemals daran gedacht, dort zu entwischen. Als Dhenin unter den Arkaden auf zwei Schritte an dem Fenster vorüberging, sagte er mit mutloser Stimme: „Da komme ich niemals hinauf."

„Das werde ich schon besorgen", antwortete ihm Gras mit starkem Selbstvertrauen.

Die Tür zum Gefängnis wurde geöffnet. Die Leute traten lärmend in den Hof und drängten nach der Mitte, um sich von den Strahlen der Sonne sonnen zu lassen. Gras, Dhenin und ich standen etwas zur Seite. Ich hielt mir die Hand über die Augen, wie wenn das helle Licht der Sonne mich störte und manövrierte so, daß ich die Aufmerksamkeit des Sergeanten erregte. „Die Sonne blendet mich," sagte ich ihm. In Wahrheit war es ein köstliches Wohlgefühl, mit dem mich die heißen Strahlen erfüllten.

„Da hinten können Sie ja im Schatten stehen . . ."

Janin bezeichnete mir mit der Hand die Arkaden, unter denen sich das Fenster befand.

Langsam ging ich mit meinen Gefährten in diese Richtung. Sergeant Janin ging auf und ab, die Hände mit dem Schlüsselbund auf dem Rücken haltend. Ich beobachtete jede seiner Bewegungen. Plötzlich sah ich wie er still stand und den Kopf gespannt nach einer Seite richtete. Er wandte den Blick von uns ab. Ich hörte rufen: „Janin!" Irgend ein Kasernenwärter oder ein anderer rief ihn. Er schritt langsam auf das Kasernentor zu und trat in das Haus ein.

„Los!" rief ich Gras und Dhénin zu. „Jetzt ist's Zeit!"

Wir waren nur zwei Schritt vom Fenster entfernt. Mit klopfendem Herzen gingen wir langsam auf die Mauer zu.

„Immer hübsch aufrecht gehen, die Straße gegenüber dem Fenster hinunterlaufen," setzte ich ihnen auseinander.

„Geh zuerst," sagte Gras, „Du kannst uns den Weg zeigen."

Ich versuchte mich auf das Fensterbord zu schwingen. Gras duckte sich, faltete seine Hände zusammen und machte mir ein Zeichen, daß er mir helfen wollte. In einem Moment saß ich auf seinen Schultern. Ohne Anstrengung kletterte ich auf das Fensterbrett, schob meine Beine durch das Fenster und ließ mich draußen heruntergleiten. Gerade gegenüber war, wie ich schon gesagt habe, eine Straße, in der die Bureaus des Pionierbataillons lagen. Ich eilte in dieser Richtung fort, denn es war gefährlich, sich auch nur einen Augenblick an der Mauer aufzuhalten, weil an der Hauptallee etwas weiter unten ein Polizeiposten zu stehen pflegte. Als ich in die Pionierstraße hineinging, stieß ich beinahe mit jemandem zusammen, der in umgekehrter Richtung ging. Es war der Adjutant des Pionierbataillons, unter dessen Befehl ich noch vor einigen Monaten gearbeitet hatte. Er musterte mich mit seinen großen kurzsichtigen Augen.

„Herr Leutnant, ich breche aus. Sagen Sie bitte nichts."

Er erkannte mich, stand still und wußte nicht, was er tun sollte.

„Ach, Sie sind es", sagte er ganz überrascht.

„Ich breche mit zwei Kameraden aus, die mir folgen. Bitte, sehen Sie nichts."

„Aber . . . ich will ja gar nichts sehen."

Er stand da, ganz entgeistert. Endlich faßte er einen Entschluß, machte kehrt und trat rasch in eines der Häuser des Pionierbataillons ein.

Alles das hatte sich in wenigen Sekunden abgespielt.

Als ich mich umwandte, um zu sehen, ob die andern mir folgten, bemerkte ich, wie Dhénin gerade seine langen Beine durch das Fenster zwang. Es gelang ihm nicht ohne Mühe und auch er glitt herab.

Er hatte kaum den Boden berührt, als das ausdrucksvolle und pfiffige Gesicht des kühnen Gras in dem Fensterrahmen erschien. Er arbeitete sich rasch durch. Beinahe wäre er auf Dhénin gesprungen, der nicht wußte, welche Richtung er einschlagen sollte und auf zwanzig Schritte meine verzweifelten Zeichen und meine wiederholten „Pst" nicht bemerkte. Gras sah mich sofort. Er faßte Dhénin unter

verlieren, zeigte ich ihnen mit der Hand die Umfassungsmauer und wir stiegen rasch alle drei auf eine Art Plattform unter der Mauerbrüstung.

Die Mauer war, wenn ich mich recht erinnere, ungefähr vier bis fünf Meter hoch. Von dem Umgang, der etwa 1,50 Meter breit sich um die ganze Mauer hinzog, mußte man durch eine Schießscharte auf die etwas erhöhte Kappe der Mauer durchsteigen. Ich zwängte mich, wie vorher, mit Hilfe von Gras durch. Für Dhenin war es schwieriger. Er stieg auf Gras' Schultern und reichte mir seine beiden Hände hinauf. Mit aller Kraft gelang es mir, ihn zu mir herauf zu ziehen. Er war atemlos, hustete und seine Brust arbeitete schwer. Gras turnte in zwei Absätzen elastisch herauf und war bald an unserer Seite.

Zu Füßen der Mauer erstreckten sich die Gärten der Stadt. Der Boden war mit kurzem und harten Gras, das schon beinah vertrocknet war, bedeckt. Einige Schritte seitwärts zog sich ein Bewässerungsgraben hin. Die Höhe war immerhin respektabel. Wenn Steine im Grase verborgen lagen, konnte ein Sprung übel abgehen. Dhenin verlor vollständig den Mut: „Da hinunter kann ich nicht springen . . . laßt mich hier . . . rettet Euch allein!"

Gras unterbrach ihn ungeduldig: „Ach, man keine Quatschereien, spring zu!"

„Ich werde mich erst an den Händen herunterlassen, sagte ich, dann ist es nicht mehr so hoch."

„Es ist überhaupt nicht hoch, erwiderte Gras. Da schaut her!"

Er hockte leicht nieder, löste sich wie eine Sprungfeder von der Mauer und schoß nach vorne. Mit entsetzten Blicken folgten wir ihm. Er landete in dem Bewässerungsgraben, wo ihm das Wasser bis an den Leib ging.

„Kommt! Los! rief er mit heiserer Stimme.

Ich ließ mich an den Händen so weit herab, wie ich konnte und zwang Dhenin, es ebenso zu machen. Schließlich gab er nach. Ich ließ los und fiel heil und gesund auf meine Füße. Dhenin hielt sich krampfhaft fest und konnte sich nicht zum Loslassen entschließen. Wenn er Kraft genug gehabt hätte, wer weiß ob er nicht wieder auf die Mauer hinaufgeklettert wäre! So hing er einige Augenblicke, dann fiel er laut auf seine Kehrseite, streckte die Beine in die Luft und rührte sich nicht mehr. Gras war mit einem Sprung an seiner Seite, ebenso auch ich. Wenn er sich nur nicht verletzt hat, war mein einziger Gedanke.

Gras hob ihn auf, Dhenin öffnete seine Augen und schaute ganz entsetzt um sich. Der Choc hatte ihn nur verstört gemacht. Geschehen war ihm nichts.

„Jetzt," sagte ich, „müssen wir auf unliebsame Begegnungen achtgeben. Wir werden die Hauptallee überschreiten und den kleinen Weg einschlagen, den Ihr dort hinten seht und der uns direkt ans Ende der Saharastraße führt. Wenn ein Offizier oder ein Unteroffizier uns fragt, was wir hier tun, dann heißt es, wir reinigten die Bewässerungsanlage."

„Ich sehe ja auch ganz so aus," sagte Gras, indem er auf seine nasse Hose hinwies.

Voller Zuversicht schlugen wir den kürzesten Weg ein, um die kleine Kneipe zu erreichen, in der wir, an der Stadtgrenze, den Einbruch der Dunkelheit abwarten wollten.

(Fortsetzung folgt.)

Hohle Zähne.

Der Zar wurde genötigt, natürlich von Berlin aus, mit Wilhelm II. eine bombensichere Zusammenkunft zu wagen. Die Vorbereitungen zu diesem Abenteuer erforderten eine ganze staatsmännische Kraft. Also mußte der Reichskanzler von Norderney nach Berlin. Aber wenn Fürst Bülow das Opfer bringt, den Strandanzug für ein paar Tage auszuziehen, so war das ein Signal für alle Zeichendeuter. Ein deutscher Kanzler, der im Juli nach Berlin reist — da mußte die Weltgeschichte los sein. Es sollte doch aber niemand nichts ahnen — wegen der Bomben! — mithin war ein Zweck der Reise zu erfinden, an den das deutsche Gemüt glaubte. Woran glaubt aber der politisch gebildete Deutsche? Sicher nur daran, daß keine Macht der Welt einen deutschen Kaiser bestimmen könnte, seinen Urlaub zu unterbrechen, es müßten denn — Zahnschmerzen sein. So erfuhr man denn von den Zeitungsboys der Wilhelmstraße, daß Fürst Bülow nach Berlin gereist sei, um sich in die Behandlung eines Zahnarztes zu begeben. Diese rührende Erzählung, die 60 Millionen Deutscher veranlaßte, für die Erlösung des teueren Mannes von den hohlen Zähnen zu beten — aus allen Weltgegenden kamen besorgte Telegramme, Beleidskundgebungen und Trostsprüche — verriet ein feines Verständnis für die deutsche Volksseele. Die Mehrzal der Deutschen war ja nicht in Norderney, braucht also nicht zu wissen, daß sich in den großen Nordseebädern während des Sommers die renommiertesten Zahnärzte niederlassen. Die normale, gutgesinnte Deutsche interessiert sich außer für sein Geschäft nur für Familienangelegenheiten, Krankheiten, Todesfälle und Hochzeiten. Die älteren Damen, die kein anregenderes Gespräch wissen, als Enthüllungen über den Uteruskrebs der Frau Lehmann und die Darmverschlingung der Frau Meyer sind die Normaldeutschen, auf deren Wünsche, Neigungen und Stimmungen muß demnach eine kreditfähige Regierung Rücksicht nehmen. Im Grunde bilden ja auch Geburten und Todestage von gewissen Menschen, die sich mit Gottes Gnade fortpflanzen, zum Heile einer ganzen Nation, den ganzen Inhalt des geschichtlichen und politischen Interesses wahrhaft nationaler Staatsbürger. Wer folglich die Aufmerksamkeit der Nation fesseln, ablenken und befriedigen will, kann nichts Gescheiteres tun, als von hohlen Zähnen hoher Persönlichkeiten zu reden.

So hat man bereits binnen kurzer Zeit zum zweiten Mal politische Angelegenheiten auf solche interessanten Umstände zurückgeführt. Als der König von England in Spanien war und ein spanisches Blatt zuerst den Mittelmeerbund ankündigte, verrieten die deutschen Offiziösen das Geheimnis des aufregenden Besuchs: Der gute Onkel Eduard wollte nur die liebe Ena noch einmal vor ihrer Entbindung sehen, deshalb sei er nach Spanien gefahren. . . .

An diesen neuesten diplomatischen Stil muß man sich gewöhnen, und zum Nutzen derjenigen meiner Leser, die etwa die staatsmännische Laufbahn einschlagen wollen, gebe ich ein paar Musterbeispiele aus einem Lehrbuch der diplomatischen Medizin.

* * *

Zusammenkunft der deutschen Finanzminister. Die Versammlung aller deutschen Finanzminister in Berlin hat beunruhigende Gerüchte über neue Steuerpläne der Regierung hervorgerufen. Wir sind ermächtigt, alle diese Gerüchte ins Reich der Fabel zu verweisen. Die Zusammenkunft erklärt sich ganz harmlos. Die Minister sind zusammengekommen, um darüber zu beraten, welche deutschen Prinzen die genügende finanzielle Leistungsfähigkeit haben, um der jüngsten Prinzessin eine standesgemäße Ehe zu ermöglichen.

* * *

Der Generalstabschef an der Grenze. Ein Teil der Presse gefällt sich in alarmierenden Mitteilungen über den Zweck der Reise des Chefs des Generalstabs an der französischen Grenze. Wir können zur Beruhigung der Aufgeregten erklären, daß der verdienstvolle General an einem hartnäckigen Bandwurm leidet, von dem er sich bei einem an der Grenze wohnenden, als tüchtig bekannten Schäfer kurieren lassen will. Wir glauben im Sinne aller patriotischen Deutschen zu handeln, wenn wir dem tapferen Hüter unserer nationalen Ehre die innigsten Segenswünsche aussprechen.

* * *

Ein angeblicher Kosaken-überfall. Gestern früh überschritt plötzlich eine Abteilung Kosaken die deutsche Grenze und begann alsbald eine Schießerei, die auf deutscher Seite etwa 100 Tote und 200 Schwerverwundete zur Folge hatte. Leichtfertige Phantasien haben die heutige Börse durch das Gerücht in Unruhe versetzt, daß Rußland die Feindseligkeiten eröffnet hätte. Das ist eine freche Lüge. Es handelt sich vielmehr um folgenden einfachen, echt menschlichen Vorgang. Der General Knutikoff hat auf deutschem Boden eine alte Tante wohnen. Die ehrwürdige Dame erkrankte an Kolik, und ihr Zustand war angesichts ihres Alters besorgniserregend. Der liebende Neffe wollte seine Verwandte noch einmal an sein Herz drücken und überschritt mit seinen Kosaken die Grenze. Dort angekommen, erfuhr er, daß seine Tante bereits auf dem Wege der Besserung sich befand. Darauf — was lag näher! — feuerten die Kosaken einige Freudenschüsse ab, die das obige Resultat hatten. Die deutsche Regierung hat übrigens nicht unterlassen, die russische Regierung um Entschuldigung wegen jener böswilligen Gerüchte zu bitten.

* * *

Deutschlands „Isolierung". Immer wieder begegnet man in einer gewissen- und vaterlandslosen Presse Deutschland sei infolge seiner unfähigen und provokatorischen Politik völlig isoliert. Es ist allgemein bekannt, daß Deutschland alle Verträge gelöst und auch alle diplomatischen Beziehungen zu anderen Staaten abgebrochen hat. Diese Tatsache berechtigt aber nicht im geringsten zu irgend welcher Unruhe. Im Gegenteil, diese angebliche Isolierung sichert uns allein die Erhaltung des Staatsmannes, der die kräftigste

Gewähr unserer Größe ist. Nach dem siebenten Schlaganfall hat der Arzt unserem Kanzler absolute Ruhe, Einsamkeit und Befreiung von allen gesellschaftlichen Verpflichtungen verordnet. Das war der Grund, warum wir auf jeden diplomatischen Verkehr verzichten mußten. Das unverdorbene Volk wird es seiner Regierung Dank wissen.

* * *

Die Teuerung. Eine gewisse Hetzpresse wird nicht müde, zu behaupten, daß die gegenwärtige Teuerung aller Lebensmittel den Hungertyphus hervorrufen werde und spricht in diesem Zusammenhang von agrarischer Unersättlichkeit. Dabei wissen die Hetzer ganz genau, daß das deutsche Volk vor der Gefahr einer epidemischen Herzverfettung infolge Überernährung stand. Dies verhütet zu haben, verdanken wir der weisen Einsicht der Regierung, welche es verstanden hat, den Brotverbrauch auf die Hälfte, den Fleischverbrauch auf ein Viertel herabzusetzen.

Für unsere Frauen.

Ein Wort an die Arbeiterfrauen!

Jedem, der der arbeitenden Bevölkerung Interesse entgegenbringt, muß es auffallen, daß die Frauen, im Verhältnis zu den Männern, viel früher alt, müde und abgearbeitet aussehen. Im allgemeinen sagt man, die Frau altert früher als der Mann, aber in den besser gestellten Ständen fällt das nicht so auf und da können die Arbeiterfrauen wohl etwas dagegen tun, wenn sie etwas nachdenken, gleichwohl ob die Not sie zwingt, mit gewerblich tätig zu sein, oder ob sie nur ihre Häuslichkeit besorgen.

Es scheint uns vor allem zweierlei zu vermeiden notwendig; einmal die unnütze Überarbeitung und zum andern die große Nachlässigkeit in der Körperpflege. Schon oft ist gesagt und geschrieben worden: Waschen und baden ist das halbe Leben, und wie wird das befolgt? Wir haben viele Frauen kennen gelernt, die ihre Stuben Tag für Tag wischen, die Kinder, auch die größeren, jede Woche badeten. Aber sich selbst baden? Vielleicht jedes Jahr einmal, außer dem täglichen Waschen von Gesicht und Händen, manchmal auch der Füße. Die Männer werden schon durch die Arbeit zu öfterem Waschen und Baden gezwungen, geben wohl auch das Flußbaden nicht ganz auf. Der Frauenkörper hat aber das Wannenbad besonders nötig. Das Flußbaden ist ein vorzügliches Mittel gegen Nervosität. Vor allen Dingen ist es nötig, und dazu hat die beschäftigste Frau Zeit, sich täglich den ganzen Körper zu waschen. Durch die Frische danach wird der kleine Zeitverlust zehnmal wieder eingebracht. Ein öfteres Wannenbad erhält jung. Eine Zinkwanne, die groß genug für einen Erwachsenen ist, sollte eine der ersten Anschaffungen im Arbeiterhaushalt sein, denn das Baden in der Anstalt ist unbequem und wird mit der Zeit teuer. Die Wanne ist viel nötiger, als so manches andre, z. B. die Vasen und Schalen, die auf Schränken und Tischen stehen. „Schmücke dein Heim", aber erst wenn das Notwendige darin ist.

Damit kommen wir auf die unnütze Überarbeitung. Fast in jeder, auch der ärmlichsten Küche ist ein Regal angebracht, auf dem Büchsen und Krüge stehen, die nie gebraucht werden. Die Töpfe sind womöglich mit Schleifen angebunden und gehäkelte Spitzen garnieren das Ding. Darauf liegt entweder dicker Staub, und das ist in der Küche besonders unappetitlich, oder die Reinigung nimmt wöchentlich viele Stunden in Anspruch. Das Geschirr, das gebraucht wird, läßt sich leichter sauber halten, wenn es im Schrank untergebracht wird. Sich Sachen anzuschaffen, die ihren Zweck nicht erfüllen, ist lächerlich. Wenn man ein Bild hinhängt, so ist es zum Ansehen da, aber eine Gemüsebüchse, die so unpraktisch ist, daß sie gar nicht benutzt werden kann, als Schmuck hinzustellen, ist, wenn man seine Zeit nicht mit unnützer Arbeit vertrödeln will, Dummheit.

Neulich lasen wir in einer Geschäftsreklame etwas von gestickten Bezügen für „Reibeisen", das ist der Gipfel. Es ist nur recht und lobenswert, wenn sich jedes junge Paar seine Wirtschaft und die Dinge, die gebraucht werden, so hübsch und gut anschafft, als es die Verhältnisse erlauben; möglichst nicht auf Abzahlung. Aber der oft so geschmacklose Trödelkram erschwert der Hausfrau nur das Leben. Sofas mit fünf Deckchen besteckt, die, sobald sich jemand darauf niederläßt, in Unordnung geraten, und wackelige Tischchen, die umfallen, wenn man vorbeigeht, versagen die Gemütlichkeit. Wenn eine Arbeiterfamilie nur drei oder vier Räume bewohnt und es ist einer davon, vielleicht der beste, unbenutzt oder nur zur Aufbewahrung der besseren Sachen, so ist das eine Verschwendung, die an Kraft und Gesundheit schwer geübt werden muß. Der beste Raum ist zum Schlafen gerade gut genug; in ihm verbringen wir einen großen Teil unsres Lebens, den andern Teil vielleicht in staubigen dunstigen Werkstätten. Es ist Pflicht der Frau, zu sorgen, daß sie und die Familie gut schläft, das heißt, soviel als in ihren Kräften steht, und daß die Familie so wohnt, daß sich alle wohl fühlen.

Die Frau schaffe es licht und freundlich um sich und dulde keinen Schmutzwinkel. Ein solcher ist der Korb mit gebrauchter Wäsche, wenn er in der kleinen Wohnung selber mit untergebracht werden muß. Abgelagerte Schmutzwäsche ist aber der Herd für Krankheitskeime. Wasche, so oft du kannst, am besten jede Woche. Leider ist das manchmal nicht gut möglich. Es ist dumm zu sagen, die Wäsche vergraut, im Gegenteil, je länger sie liegt, desto schwerer reinigt sie sich und die Anstrengung ist weit größer. Auch die Frau muß Maß zu halten wissen und kann nicht Tag und Nacht arbeiten. Wer am Tage fleißig war, mache am Abend Schluß. Die Arbeiterfrau muß meist früh 5 Uhr das Bett verlassen und vor 8 Uhr abends ist wohl kein Zur-Ruhe-Kommen. Das ist ein langer Arbeitstag, da hat der Körper dann dringend Ruhe nötig. Auch eine Handarbeit sollte dann nicht mehr vorgenommen werden. Eine Zeitung lesen oder etwas Unterhaltung dagegen beruhigt die Nerven und ist der Schlaf dann ein gesunderer. Man sage nicht, das geht nicht, ich muß abends noch stopfen und flicken. Wenn man will, geht es auch. Man bedenke nur, daß diese Zeit eingebracht wird an der Gesundheit. Die Gesundheit sich erhalten heißt sich aber Jugend und Schönheit erhalten.

Die Uhr der Zeit.

Die Uhr der Zeit läßt nicht zurück sich stellen;
Denn vorwärts drängt der Zeiger ohne Rast,
Und all das Bollwerk wird und muß zerschellen,
Das hemmend in des Rades Speichen faßt.
Die Zeit, wo man mit Ammenmärchen schreckte, —
Die Zeit, wo man in starre Fesseln schlug
Den Geist, der tief im Schlamm des Irrwahns steckte,
Die ist vorbei, vorbei der Pfaffentrug.
Doch immer noch wird man den Zeiger rücken,
Damit's am Morgen schlage Mitternacht;
Noch immer will den Geist man niederdrücken,
Der lichtwärts strebt nach langer, banger Nacht.
Noch säen tausend finstere Gestalten
Den Drachensamen: Zwietracht, Haß und Krieg.
Drum laßt der Freiheit Banner hoch uns halten,
Laßt fest uns steh'n, und unser ist der Sieg!
Die Uhr der Zeit läßt nicht zurück sich stellen,
Denn vorwärts drängt der Zeiger ohne Rast,
Und „vorwärts" ruft's aus Millionen Kehlen.
Auch Euch reißt's mit, die ihr den Fortschritt haßt.

Kleines Feuilleton.

Die Bedeutung der Ohrmuschel für das Hören.

Den Anteil der Ohrmuschel am Hörvorgang stellt man sich gewöhnlich so vor, daß die Muschel die Schallwellen sammelt und sie wie in einem Trichter durch Reflexion in den Gehörgang hineinleitet. In der Münchener Medizinischen Wochenschrift (Verlag J. F. Lehmann, Berlin) macht jedoch Prof. Richard Geigel (Würzburg) darauf aufmerksam, daß die Leitung durch den Knorpel und Knochen eine bei weitem wichtigere Rolle spielt als das Auffangen der Schallwellen in der Luft. Man kann sich von dieser Tatsache durch folgende einfache Versuche selbst überzeugen: Man „lausche" auf ein leises Geräusch, indem man die Hände dem Ohr nähert, ohne es zu berühren; das Geräusch wird, wie der Gegenversuch deutlich zeigt, etwas lauter, dem Ohr werden also jetzt mehr Schallwellen übermittelt. Man wiederhole den Versuch, indem man die Hand die Ohrmuschel, wenn auch nur an einer kleinen Stelle, berühren läßt, und die Schallverstärkung wird auf einmal unvergleichlich bedeutender. Für die Größe der Schallverstärkung ist allerdings die Wahl dieser Stelle nicht gleichgültig, weder an der Hand, noch am Ohr. Sie wird bedeutender, wenn nicht dicke, fleischige Teile der Hand, wie der Daumenballen, sondern harte, von dünner Haut überzogene, wie die Gelenke der Finger, die Ohrmuschel berühren. Sie ist unbedeutend, wenn das Ohrläppchen berührt wird, am stärksten, wenn die Berührung die hintere Konvexität des Ohres, den Helix (die Ohrkrempe) betrifft. Die Schallverstärkung, die bei leiser Berührung an kleiner Stelle sehr unverkennbar ist, wird auch entschieden beträchtlicher, wenn die Hand an einer größeren Berührungsfläche